

Lübener Volksbote

Organ für die Interessen der wertfähigen Bevölkerung

Der „Lübener Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 3.00, monatlich 1.00 M.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Fernsprecher Nr. 926

Die Anzeigengebühr beträgt für die besprochenen Beilagen oder deren Raum 35 Pfg., Veramtmassagen, Anzeigen und Wohnungsanzeigen 25 Pfg., auswärtige Anzeigen 45 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, spätere vorher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 15.

Freitag, den 18. Januar 1918.

25. Jahrg.

Friedensbotschaft und Kriegsheke.

Der Präsident der Vereinigten Staaten hat vor einigen Tagen in einer Botschaft an den Kongress mitgeteilt, unter welchen Bedingungen er Frieden zu schließen bereit ist. Die Vereinigten Staaten sind seit dem Ausschneiden Russlands die einzige Hoffnung der Entente; nur die Hoffnung auf ihre jungen Millionenheere hält die Kriegsstimmung in England, Frankreich und Italien noch aufrecht. In dem Maße, an dem Wilson zum Frieden bereit wäre, müßten auch Lloyd George, Clemenceau und Orlando mit, ob sie nun wollen oder nicht. Man sollte also meinen, daß die Regierungen und die Presse der Mittelmächte das Friedensprogramm Wilsons einer sehr ernsten und sachlichen Prüfung unterziehen; daß sie von jedem einzelnen der vierzehn Punkte, die Wilson formuliert hat, angeben werden, ob die Mittelmächte ihn annehmbar finden oder nicht. Aber von einer solchen sachlichen Prüfung der amerikanischen Friedensbedingungen war bisher nichts zu bemerken. Wie auf Kommando ist die bürgerliche Presse in Deutschland und Oesterreich über Wilson hergefallen, hat sie sein Programm, ohne seine Einzelheiten auch nur anzusehen, in Bausch und Bogen verdammt. Und diese Tatsache ist um so auffälliger, als die Presse des neutralen Auslandes und vor allem gerade die Zeitungen, die sich bisher von jeder Gehässigkeit gegen die Mittelmächte freigehalten haben, Wilsons Botschaft mit lauter Zustimmung begrüßt haben und sein Friedensprogramm als eine brauchbare Grundlage für Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden ansehen. Es ist darum dringend notwendig, daß sich die deutschen Arbeiter das Friedensprogramm der Vereinigten Staaten genau ansehen. Die Arbeiter müssen wissen, wie das Programm aussieht, das die ganze bürgerliche Presse mit einer Einmütigkeit, die kaum ein Zufall sein kann, für unannehmbar erklärt.

Wilson stellt zunächst folgende Forderungen: Errichtung eines allgemeinen Völkerbundes, der künftige Kriege verhindern und alle Streitigkeiten zwischen den Völkern durch Schiedsgerichte entscheiden soll; Unzulässigkeit geheimer Staatsverträge; Abrüstung aller Heere. Diese Forderungen decken sich mit dem Programm einer neuen „Weltorganisation“, das Graf Czernin in seiner Budapest Rede entworfen, dem Bethmann-Hollweg seinerzeit zugestimmt hat. Können sie der Grund sein, warum die Mittelmächte auf der von Wilson vorgeschlagenen Grundlage nicht verhandeln können?

Wilson verlangt weiter: Die Freiheit der Seeschifffahrt für alle Völker und die Gleichheit der Handelsbeziehungen für alle, so daß jeder Wirtschaftskrieg nach dem Kriege vermieden wird. Diese Punkte decken sich mit den Forderungen, die immer wieder von der deutschen Reichsregierung gestellt worden sind. Insbesondere ist es von höchstem Werte, daß gerade die Vereinigten Staaten, deren Baumwolle, Weizen und Kupfer die Mittelmächte nach dem Kriege nicht werden entbehren können, die Gleichheit der Handelsbeziehungen für alle Völker vorgeschlagen; ist doch die Drohung, daß man uns nach dem Kriege noch den Bezug dieser Rohstoffe unmöglich machen werde, eine Lieblingswaffe der englischen Imperialisten.

Wilson schlägt die „unparteiische Ordnung aller kolonialen Forderungen“ vor; er wünscht also durchaus nicht, das Deutsche Reich seines Kolonialreiches zu berauben. Er erkennt der Türkei den „sicheren Genuß ihrer Souveränität“ zu und wünscht nur, daß Armeniern, Syrern und Arabern „Sicherheit des Lebens und unbefristete Gelegenheit zu autonomer Entwicklung verbürgt werden“ — eine Forderung, die doch sehr verschieden ist von den Wünschen der englischen Imperialisten, die Arabien, Palästina und Mesopotamien annektieren möchten. Auch diese Forderungen enthalten nichts, worüber man nicht reden könnte.

Von Oesterreich-Ungarn sagt Wilson, daß er seinen „Platz unter den Nationen gesichert und gesichert zu sehen wünscht“, was doch wohl auch der Wunsch der Herrschenden der Monarchie ist, und daß den Nationen des Reiches „Gelegenheit zu autonomer Entwicklung gewährt werden solle“, was bekanntlich auch das Programm der österreichischen Regierung verheißt hat. Vergleicht man aber diese Phrase des Herrn Wilson mit den Plänen, die die Entente vor einem Jahre noch verkündet hat und die ja nicht weniger als die Zerstückelung Oesterreich-Ungarns anfündigten, so wird man begreifen, daß Wilson weniger gar nicht sagen konnte, um nur den Schein zu wahren. Sollen diese Redewendungen ein Grund sein, Friedensverhandlungen abzulehnen?

Wilson fordert dann die Rückgabe der besetzten Gebiete Frankreichs, die Wiederherstellung Belgiens, Serbiens, Rumäniens und Montenegros als vollkommen selbständige Staaten, die Herstellen eines unabhängigen Polen. Auch gegen diese Forderungen können die Mittelmächte nichts einwenden, wenn sie an ihrer Versicherung, keine gewalttätigen Eroberungen anzustreben, festhalten wollen. Auch Wilsons Forderung, daß Serbien und Polen ein „freier Zugang zum Meere“ gesichert werden sollte, kann anscheinend erfüllt werden, ohne daß die Interessen der Mittelmächte da-

durch geschädigt werden: Für Polen durch einen Vertrag über die Weichsel-Schiffahrt, für Serbien zum Beispiel durch die Vereinigung Serbiens mit Montenegro. Kann das der Grund sein, Wilsons Vorschläge abzulehnen?

Unter den vierzehn Punkten Wilsons sind nur zwei, die in Deutschland und Oesterreich-Ungarn Anstoß erregen können. Der achte Punkt sagt: „Das Unrecht, das Frankreich im Jahre 1871 in der elsass-lothringischen Frage geschehen ist, soll wieder gutgemacht werden.“ Der neunte Punkt fügt hinzu: „Die Verichtigung der Grenzen Italiens soll nach klar erkennbaren nationalen Linien vorgenommen werden.“ Nun erinnere man sich, daß auch der Papst den Mittelmächten geraten hat, sich mit ihren Gegnern über diese Fragen „in verständlichem Geiste zu verständigen“, und die Mittelmächte trotzdem die Verhandlungen damals nicht abgelehnt haben. Warum also jetzt dieser Pressfeldzug gegen Wilson? Wirklich deshalb, weil zwei von seinen vierzehn Punkten nicht annehmbar erscheinen? Schließlich ist der erste Vorschlag, mit dem man in Friedensverhandlungen eintritt, noch lange nicht das Letzte, was man in den Verhandlungen endlich zugestehet!

Und in welcher Sprache bringt Wilson seine vierzehn Punkte vor? Er verkündet, daß er Deutschlands Größe nicht zu schmälern, seine Entwicklung nicht zu hemmen, sich in

seiner inneren Angelegenheiten nicht einzumengen wünsche und den Frieden für möglich halte, wenn nur das Deutsche Reich einen Frieden im Sinne der Reichstagsentscheidung vom 19. Juli zu schließen bereit sei. So haben die Staatsmänner der Entente, hat Herr Wilson selbst, früher nicht gesprochen! Und was immer der Grund dieser Wendung ist, ist es, wenn man den Frieden will, wirklich klug, diese Kundgebung so glatt abzuweisen? Oder wünschen die Veranstalter dieses Pressfeldzuges den Frieden nicht?

Bismarck hat einmal gesagt, jedes Land müsse schließlich die Fenster bezahlen, die seine Presse einwirft. Der Pressfeldzug gegen Wilsons Botschaft kann überall in der Welt den Eindruck erwecken, daß wir zu einem allgemeinen Frieden unter billigen, allen Völkern annehmbaren Bedingungen nicht bereit seien. Das könnte die Kriegsstimmung in den Ententeländern wieder beleben, den Frieden befechtlich in die Ferne rücken. Die Regierungen Deutschlands und Oesterreichs müßten im Interesse der baldigen Herbeiführung des Friedens öffentlich erklären, daß sie die vierzehn Punkte Wilsons, ohne natürlich jeden einzelnen von ihnen ohne weiteres anzunehmen, als eine geeignete Grundlage für Friedensverhandlungen betrachten und bereit sind, unverzüglich in Verhandlungen auf dieser Grundlage einzutreten.

Die Friedensverhandlungen.

Ziemlich optimistisch beurteilt die „Nordd. Allg. Ztg.“ den Stand der Verhandlungen in Brest-Litowsk. Sie schreibt u. a.:

„Die Antwort des Vierbundes, die eine Unterlage der letzten Verhandlungen in Brest-Litowsk bildete, bedeutet sicher einen ausgreifenden Schritt zur Klärung und damit zur Verständigung; wenigstens ist die letztere Folgerung berechtigt, wenn und solange beide Teile ihre Aufgabe darin erblicken, eine solche herbeizuführen. Trotski hat auch in seiner Antwort anerkannt, daß die Antwort der Zentralmächte jedenfalls die Zweifel über die formellen Schwierigkeiten beseitigt habe. Darauf beschränkt sich aber ihre Wirkung und auch ihre Absicht keineswegs. Vielmehr erstreben sie vor allem in sachlicher Hinsicht eine Klärung dahin, daß die Mittelmächte den Weg zu einer Verständigung in einem Kompromiß sehen, das mit den Tatsachen, wie sie der Krieg geschaffen hat, rechnet. In vier Punkten, in denen diese Tatsachen zusammengezogen wurden und mit ihnen die praktischen Folgerungen, die den Mittelmächten als Unterlage eines Kompromisses noch möglich erscheinen, offenbart sich in gleicher Weise der Gegensatz, der noch zwischen den beiden Parteien besteht, wie vor allem der Weg, auf dem er überwinden werden kann. Der Gegensatz wird vertieft dadurch, daß die russischen Forderungen sich auf dem Boden der Theorie bewegen, während die deutschen Vorschläge Tatsachen zur Unterlage haben. Aber gerade darin eröffnen sich noch Möglichkeiten. Zu seiner Überwindung führen auch die russischen Vertreter ihre Verständigungsabsicht von der Theorie weiter zur Praxis. Stellen sie sich damit auf den Boden der Tatsachen, so ist die Brücke gefunden, auf der beide Teile zusammenkommen werden. Diese Klärung ist ein wesentlicher Fortschritt, wenn auch die andere Seite eine Verständigung wirklich sucht.“

Wenigstens urteilt auch der österreichische Ministerpräsident. Im Budgetausschuß des österreichischen Abgeordnetenhauses machte Ministerpräsident v. Seidler im Einvernehmen mit dem Minister des Innern, Grafen Czernin, einige Ausführungen über den Stand der Verhandlungen in Brest-Litowsk. Er führte aus: Die wesentlichste Bedeutung kommt den Beratungen jener Kommission zu, welche sich mit der Regelung der sogenannten politischen und territorialen Fragen im Verhältnis zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland einerseits und Russlands andererseits befaßt. Die Beratungen dieser Kommission befinden sich derzeit im Stadium der Formulierung der beiderseitigen Standpunkte. Hierin trat bereits eine solche Klärung der Anschauungen ein, daß sie gegenüber dem Stande der Verhandlungen am 27. Dezember als entschiedener Fortschritt bezeichnet werden müsse. Andererseits geht aus den Kommunikationen hervor, daß diese Klärung der beiderseitigen Standpunkte allerdings noch nicht die Linien erkennen läßt, auf der die von beiden Seiten mit gleichem Ernste angestrebte Ausgleichung erfolgen soll. Die Schwierigkeiten, die im Laufe dieser Verhandlungen noch zu beseitigen sind, dürfen nicht unterschätzt werden. Das ganze Streben des Ministers des Innern ist darauf gerichtet, im Sinne des von ihm in der Friedensfrage stets eingenommenen öffentlich vertretenen Standpunktes zu einer Verständigung zu gelangen, welche auf dem Programm eines Friedens ohne Annexion und Kontribution ruht und welche gleichfalls unter Wahrung der Gesichtspunkte der Gegenseitigkeit die eigenen Interessen wahrt. Der Minister des Innern blüht der weiteren Entwicklung der Beratungen mit Vertrauen entgegen und zweifelt nicht, daß es gelingen wird, die Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen, welcher die Entwicklung der freundschaftlichen Beziehungen zu unserem östlichen Nachbar für

alle Zukunft sichert. Der Ministerpräsident bemerkte schließlich: Ich möchte dem aufrichtigen Wünsche Ausdruck geben, daß ich bald in der Lage sein werde, dem Reichsrat noch günstigeren Nachrichten mitzuteilen als heute.

Diesen Wunsch teilen alle vernünftigen Menschen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns!

Aristokratie und Demokratie.

Zum Rededuell Kühlmann contra Trotski sagt die Wiener „Arbeiter-Zeitung“: Wir bezweifeln nicht, daß sowohl die Bevollmächtigten der Mittelmächte als auch die Delegierten Russlands mit bestem Willen nach Brest gekommen sind. Beide Teile wollen den Frieden, denn beide Teile brauchen ihn. Trotzdem können sie sich nicht verständigen. Warum? Vielleicht können wir die Frage beantworten, wenn wir uns die Unterhändler etwas näher ansehen. Trotski und seine Kollegen sind revolutionäre Sozialdemokraten. Sie vertreten die breite, durch die Ereignisse der Revolution aufgeweckte Masse der Arbeiter und Bauern Russlands. Sie sind erfüllt von den Prinzipien der Demokratie und des Sozialismus. Auf der anderen Seite sitzen Männer ganz anderen Schlages. Herr v. Kühlmann und Graf Czernin sind hervorgegangen aus dem deutschen und dem österreichischen Adel. Dank ihrer Erziehung, der Umgebung, in der sie leben, den Ansichten, die sie hegen, können sie als typische Vertreter der alten herrschgewohnten Herrenklasse angesehen werden, die Deutschland und Oesterreich regiert. Sie sind unzweifelhaft Anhänger der konservativen, autoritären Staatsauffassung, die in der Demokratie nur eine Gefahr und im Sozialismus nur eine verführerische Utopie sieht. So ist am Beratungskomitee in Brest eine sonderbare Gesellschaft zusammengekommen: russische Demokraten und deutsche Aristokraten sollen sich dort einigen! Und sie können nicht etwa deshalb nicht zur Einigung kommen, weil die einen Russen, die anderen Deutsche sind; sondern deshalb, weil die einen demokratische Sozialisten und die anderen aristokratische Diplomaten sind. Das läßt sich an den Streitgegenständen der letzten Tage sehr leicht erweisen.

Der bayerische Sonderdelegierte.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: Die bevorstehende Entsendung des bayerischen Staatsministers a. D. Grafen v. Bodenfels nach Brest-Litowsk liegt, wie wir hören, einer Vereinbarung zugrunde, die im Anschluß an die Berliner Uebereinkunft vom 23. November 1870 zwischen Preußen und Bayern getroffen und von preussischer Seite am 14. Februar 1871 ratifiziert worden ist. Sie geht dahin, daß bei Friedensverträgen, die nach dem Bundeskriege geschlossen werden, stets auch ein Bevollmächtigter des Königs von Bayern zugezogen werden soll, der sich an den Verhandlungen beteiligt und durch das Bundeskanzleramt, also durch den deutschen Reichszentralrat, Zutritt erhält.

Die Kriegslage.

Heeresberichte.

Berlin, 17. Januar, abends. (Amtlich.)
Von den Kriegshauptplätzen nichts Neues.

Wien, 17. Januar. (Amtlich.)

Zwischen Front und dem Monte Fertico beschränkte der Gegner seine Gefechtsaktivität nach dem erfolglosen, verlustreichen Angriff des Vortages auf heftige Feuerüberfälle. In den Nächten am 14. und 15. Januar wurden 12 Offiziere und 500 Mann gefangen eingebracht.

gigkeit und Neutralität vereinbaren lassen, wieder zu ermöglichen. Jedenfalls aber müssen wir in erster Linie auf unsere eigenen Hilfsquellen rechnen. Die Thronrede hebt dann hervor, daß die schwedische Versorgung im laufenden Jahre sehr schwach sei und wendet sich an das gesamte Volk mit der feierlichen Ermahnung, die Organe des Staates in ihrer Arbeit für die gerechte Verteilung und gegen die unerlaubte Bereicherung an Lebensmitteln zu unterstützen. Die Rede kündigt die Absicht an, infolge der wachsenden Preissteigerung eine Aufbesserung der Lebensbedingungen der Minderbemittelten einzutreten zu lassen usw. Es wird ein Gesetzentwurf vorgelegt werden über das politische Wahlrecht für Frauen, ferner über das gleiche Wahlrecht in Gemeindefragen für alle, die Gemeindefreien zahlen. Nach der Aufzählung einiger in Aussicht genommener Reformen der Gesetzgebung erwähnt die Thronrede Maßnahmen zur Begünstigung der Kolonisation Nordrusslands zur Ausdehnung der staatlichen Eisenbahn, des Telenhannetees und zur Ausbeutung der dem Staat gehörenden Wasserfälle. Der Haushaltsplan ist teilweise nach neuen Grundsätzen aufgestellt. Alle durch den Krieg notwendigen Ausgaben sind gedeckt durch die Staatseinkünfte, die entweder in Umschlag gesetzt wurden oder bereits eintrugen. Eine Ertragssteuer auf Einkommen und Vermögen wird für das nächste Jahr notwendig werden, aber gewisse niedrige Einkommen werden davon ausgenommen werden.

Keine Herabsetzung des Kartoffelpreises für 1918.

Vom Kriegsernährungsamt wird mitgeteilt: Im parlamentarischen Beirat des Kriegsernährungsamtes ist kürzlich im Anschluß an die bekannten Vorschläge des Grafen v. Schwerin-Bömig und an die Verhandlungen im Haushaltsausschuß des preussischen Abgeordnetenhauses die Frage der Förderung des Kartoffelanbaues im Jahre 1918 behandelt worden. Es bestand darüber Einverständnis, daß der Kartoffelanbau im kommenden Wirtschaftsjahr nach Möglichkeit gefördert werden müsse und daß es zu diesem Zwecke dringend erwünscht sei, den Landwirten schon jetzt darüber Gewißheit zu verschaffen, daß sie mit einem den Mühen und Kosten des Anbaues entsprechenden Preise rechnen können. Nach längeren Erörterungen sprach sich der Beirat in seiner überwiegenden Mehrheit unter Zustimmung des Staatssekretärs des Kriegsernährungsamtes dahin aus, daß im Interesse der Förderung des Kartoffelanbaues eine Herabsetzung des Preises für Kartoffeln gegenüber dem Preise für 1917 nicht anzügig sei. Der Kartoffelpreis wird sich daher auch im Jahre 1918 ebenso wie im Jahre 1917 auf einem Grundpreis von 8 Mk. für den Zentner Frühkartoffeln und 5 Mk. für den Zentner Spätkartoffeln aufbauen haben. Wie bisher werden, je nach der Anbaugesegend und bei Frühkartoffeln auch nach der Reifezeit, Zuschläge festzusetzen sein, deren nähere Ausgestaltung ebenso wie die Frage, ob und in welcher Höhe Schnelligkeits- und Anfuhrprämien zu gewährt sind, späterer Entscheidung vorbehalten bleiben muß. Trotzdem auch von Fachleuten angegeben werden mußte, daß der vorjährige Kartoffelpreis ein selbst unter Berücksichtigung der schwierigsten Zustände ein so hoher war, soll er doch beständig bleiben. Festsetzen bleiben werden auch die Zuschläge, das kann man heute schon mit ziemlicher Sicherheit voraussagen. Und das alles, um nur ja die Landwirte zufrieden zu stellen. Wie lange soll das noch so weiter gehen? Die Schuld des Volkes wird wirklich auf eine sehr harte Probe gestellt.

Aus Silber und den Nachbarnoten.

Die nimmermatten Anexionisten. Bisher wurde in der anexionistischen Presse die Auffassung vertreten, daß man sich neben der Angliederung Rußlands an Deutschland mit der Anexion der besetzten Teile Ostlands und Ostlands „begnügen“ würde. Eine weitergehendere Forderung konnte auch schonmal erhoben werden, da sie durch nichts begründet war. Nachdem aber durch das Auftreten des Generals Hoffmann in Pressediskussionen und durch gewisse Vorgänge in Berlin die Anexionisten wieder Oberwasser erhalten haben, kommt ihnen der Appetit beim Essen. Sie haben plötzlich entdeckt, daß wichtige Teile Ostlands und Ostlands in der russischen Hand verbleiben und dadurch die Gefahr einer Zerreißen des Baltikums bestehe. Das darf natürlich nicht sein und deshalb fordert das Sprachrohr der hiesigen Anexionisten, die „Lüb. Anz.“, die verkappte Anexion auch dieser Teile. Sie berufen sich dabei auf die Neuherausgabe eines lettischen Blattes und auf einen Artikel im „Tag“, die sich gegen eine Zerreißen der drei baltischen Provinzen Ostland, Ostland und Ostland, wenden. Das lettische Organ meint, daß diese drei Gebiete zu einem Staate vereinigt werden müßten, der dann „mit Deutschland in ähnlicher Weise verbunden sein würde wie etwa das künftige Polen mit Österreich-Ungarn“. Um die Anexionen etwas zu verschleiern, fordern die „Lüb. Anz.“ unter Berufung auf die maximalistischen Grundsätze von den Russen die Zurückziehung der regulären lettischen und estnischen Regimenter aus diesen Gebieten, „die eine freie Ausübung des Selbstbestimmungsrechts ermöglichen. Hier stellen sie also eine Forderung auf, die schon längst bekämpft, als sie von den Russen bezüglich der von Deutschland besetzten Gebiete erhoben wurde. Daß sie sich mit diesen Forderungen selbst ins Gesicht schlagen, merken sie anscheinend garnicht. Im übrigen erhebt man aus diesem Vorstoß wieder einmal mit voller Klarheit, daß es diesen Herrschaften gar nicht — wie sie immer behaupten — um die „nötigen Grenzsicherungen“ zu tun ist. Sie wollen annectieren und nochmals annectieren. Daß das entsetzliche Menschenmorden solcher wahnsinnigen Pläne wegen noch jahrelang fortgesetzt, daß blühende Menschenleben weiter halbtotenweise dahingeschlachtet und daß der schreckliche Ausgang des Krieges sehr in Frage gestellt würde — das kümmert diese Herrschaften wenig. Sie sitzen ja als tapfere Heimkrieger hinterm warmen Ofen und verteilen am Stammtisch die Reden!

Die Bäckerkassette hat im verflochtenen Jahr 16 Süssigkeiten abgeduldet. Im Jahre 1916 betrug ihre Zahl nur 10. Außerdem hielt der Bäcker ausserdem 31 Süssigkeiten ab.

Am Steuerfreiheit der Teuerungszulagen hatten die hiesigen Beamtenvereinigungen den Senat in einer Eingabe ersucht. Das

Der amtliche Kriegsbericht.

III. Großes Hauptquartier, 18. Januar. (Amtlich.)
Weltlicher Kriegsschauplatz.
Auf dem größten Teil der Front war die Gefechtsstätigkeit gering, lebhafter in der Gegend südwestlich von Cambrai. Bei kleineren Unternehmungen nördlich und nordöstlich von Proxeres wurden Gefangene eingeholt.
Ostlicher Kriegsschauplatz.
Nichts Neues.
An der mazedonischen und italienischen Front ist die Lage unverändert.
Der Erste Generalquartiermeister.
Lubendorf.

Ersuchen ist abgelehnt worden. Der Senat weist darauf hin, daß im zustimmenden Falle auch die Arbeiter und Angestellten die Steuerfreiheit der ihnen gewährten Teuerungszulagen fordern würden. — Das ist durchaus richtig! Wir meinen allerdings, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, wenn man alle Teuerungszulagen von der Steuerleistung befreit hätte. Die Gründe, die dafür sprechen, überwiegen in ganz erheblichem Maße die dagegen stehenden Erwägungen.

Kriegselterngeld.

Das Militärhinterbliebenengesetz sieht in § 22 die Gewährung eines Kriegselterngeldes vor, das beim Tode eines Kriegsteilnehmers an seine Verwandten ausfallender Linie bezahlt werden kann. In Frage kommen Eltern und Großeltern. Voraussetzung für die Gewährung des Kriegselterngeldes ist, daß der im Kriege Gefallene vor seinem Eintritt in das Heer den Unterhalt seiner Angehörigen ganz oder überwiegend bestritten hat und daß bei ihnen Bedürftigkeit vorliegt. Unter dieser Voraussetzung kann auch die uneheliche Mutter für den gefallenen Sohn Kriegselterngeld erhalten, nicht aber der uneheliche Vater. Daß die Unterhaltung in barem Gelde erfolgte, ist nicht erforderlich, es genügt auch die Unterstüßung durch Natural- oder Arbeitsleistung. Die Voraussetzungen des § 22 sind aber nicht erfüllt, wenn die Eltern im Kriege gestorben sind, da sie auf die Unterstüßung durch den Sohn angewiesen waren. Kriegselterngeld wird auch zu beanspruchen sein, wenn der gefallene Sohn das Gehalt der betagten Eltern gesichert oder den kleinen Hof bewirtschaftet hat, aus dem die Eltern ihren Unterhalt gezogen haben. Die Bedürftigkeit der Eltern wird in der Regel schon dann anzunehmen sein, wenn sie aus Anlaß der Einziehung des Sohnes Familienunterstützung erhalten haben, die Lasten der wesentlichen Unterstüßung durch den gefallenen Sohn müssen sie beweisen, event. durch Auskunft der Gemeinde. Das Kriegselterngeld wird aber nur bewilligt für die Dauer der Bedürftigkeit. Sind mittlerweile andere Gewässer herangewachsen, die die Eltern unterstüßen können, jedoch eine dauernde Besserung ihrer Lage eingetreten ist, dann wird das Kriegselterngeld wieder entzogen. Die Höchstgrenze des Elterngeldes beträgt 450 Mk. pro Jahr, wenn der Gefallene Offizier war, 250 Mk., wenn der Gefallene dem Mannschafstande angehört. Das Kriegselterngeld kann jedem Elternteil, also dem Vater und der Mutter bewilligt werden. Ueber die Höhe entscheidet die Militärverwaltung, in der Regel nach dem Vorschlag der Gemeinde. Beim Tode mehrerer Söhne wird das Kriegselterngeld nicht etwa für jeden Sohn, sondern nur einmal gewährt. Sind Vater und Sohn gleichzeitig eingezogen und der Sohn fällt, dann kann die Mutter Kriegselterngeld bekommen, wenn sie der Sohn, nach der Einziehung des Vaters überwiegend unterstüßt hat. Ein Rechtsanspruch auf das Kriegselterngeld besteht nicht. — Haben Eltern für den gefallenen Sohn besondere Ausgaben zum Zwecke seiner Ausbildung gemacht, etwa durch den Besuch einer Hochschule, in der Hoffnung, dadurch später an ihm eine Stütze zu haben, so kann ihnen zwar nicht Elterngeld gewährt werden, wohl aber eine einmalige Beihilfe aus Kapitel 12 des Kriegsjahresbudgets. Diese Beihilfe kann im höchsten Maße 500 Mk. betragen. Voraussetzung ist aber, daß die Rückgewährung dieser Beihilfe eine unbillige Härte bedeuten würde.

Wachepreise für den Einheitslohn.

Wir entnehmen der „B. Z. am Mittag“ folgende zutreffende Darlegungen: Die neuen Einheitslöhne sind nun endlich in den Verkauf gebracht worden. Daß es mit der Zeit der eleganten „Chausure“ vorüber ist, daß wir vorläufig auf einen sehr hohen, aber nichts weniger als schmerzlichen Fuß stehen werden, damit hat man sich schon abgefunden. Aber eine mehr als peinliche Überraschung bereitet die Verkaufspreise. Ein einfacher Lohner, der niemals Schuhe hergestellt noch verkauft hat, kann sich natürlich nicht annähern, in die Geheimnisse heutiger Geschäftszustände einzudringen. Er weiß nur, daß man in Friedenszeiten und noch in den beiden ersten Kriegsjahren für 18 bis 20 Mk. die besten fertigen amerikanischen, für 14 bis 18 Mk. die besten fertigen inländischen Schuhe bekam, beides einsehender mit Doppelsohlen oder gar Chevreulack. Der neue Einheitslohn dagegen, hergestellt aus Holz, Papier, Stoffabfällen und Gläsern, aus Material, das durchaus von der Heeresverwaltung zu geringen niedrigeren Preisen zur Verfügung gestellt wird, soll in der einfachsten Ausführung für Erwachsene 17 bis 22 Mk., für Kinder 10,50 bis 13 Mk. kosten! Das sind die Minimalpreise, darunter ist es überhaupt keinen Schuh. Es ist, soweit man das bei Schuhen sagen kann, auf der Hand liegend, daß dies unmögliche Preise sind. Sie sind nicht nur unerschwinglich für die ärmlichen Volksschichten (wenn vielleicht bei Notwendigkeit der Mittellosigkeit und Bedürftigkeit auf andere Weise geholfen wird), sie sind auch noch völlig unerschwinglich für den kleinen Mittelstand und die Beamtenfamilien. Man rechne das nur einmal nach: Die Holzsohle hat nur eine Lebensdauer von vier bis fünf Wochen, ihre Erneuerung kostet jedesmal 1 Mk. Ein paar Rinderhäute, Anfangs Januar verkauft, kosten also heute 20 bis 25 Mk., und es ist durchaus fraglich, ob dieser Preis nach sechs Monaten noch weiter sinken wird. Eine fünfköpfige Familie muß danach mit einem Schuhmacher-Schuhbudget von mindestens 100 Mk. rechnen — wer kann sich das leisten? Der Hauptteil der Bevölkerung mit ihrem Jahresinkommen von unter 1000 Mk. kann nicht. Im Ernst gesprochen: diese Preise sind völlig unerschwinglich und einer Revision durch die Behörden unbedingt bedürftig.

Was wir jetzt essen.

Vor dem Verein für öffentliche Gesundheitspflege in Berlin zeigte Professor Jannasch eine Karte aus der Einsicht der Fikander der Vorküsterne Deutschlands über den Dats geschickt hat. Was ist in diesem Unversteht nicht alles „Gask“ angeschlossen worden! Für Butter und Eier, für Öl und Milch, für Mehl und Spiritus, für Fleisch und Wurst, für Kaffee und Zucker, für Zerkel und Tee für Röhre und Würstchen, für Käse und Kaviar usw. ohne Kel und Ende! Den Anfang der Kriegsmittel und Verrechnungen haben die ins Feld gehenden Liebesgaben gemacht: den heilenden Heilmittel der Soldaten war sehr schnell in Ormatia verwandelt. Wenig Anklage fanden damals auch die aus Rußland und Zucker hergestellten Kunstwürfel. Danach kam die Zeit der Kriegsmittel. Fleisch wurde aus kleineren Seetieren mit Kügelchen schmacht gemacht, Federwurst wurde aus Stadteltern, aus rotgefärbtem Gemüße hergestellt, wobei für die Feutklumpen Kartoffelstücke zugelegt wurden. Der

neuester Zeit auf der Wiltfläche erdriene Käseerlag erkant aus Wolken, Berliner Quark und Poprikerlag und gab sich als ungarischer Bistauer aus. Del wurde aus Paraffin gemacht und für Kartoffelpuffer verwendet, bis infolge vielfacher Erkrankungen die Behörde einschritt. Gänsefett bereuete man aus Dachsfett, Eiererlag aus Schlemmfreibe mit Backpulver, Kaviar aus schwarzeferäbtem Fischrogen, Brot wurde aus Strohmehl abedakt. In all diesem Nut sei trockend mancherlei, das wissenschaftlich verständig erdriene und sehr wohl beibehalten werden und deshalb die Not des Krieges überdauern dürfte. In diese Erläge sind vor allen Dingen für die Produzenten willkommene Gelegenheiten auf Kosten der Konsumenten enorme Gewinne zu erzielen.

Frauenbriefe.

Viel zu wenig Stunden hat der Tag, besonders jetzt in diesen Kriegsjahren! Das merken namentlich die Frauen, die im Erwerbsleben stehen. Die wenigen Stunden, die Bureau oder Werkstatt ihnen frei lassen, müssen ausgenutzt werden. Die Kinder sind zu versorgen, der Haushalt ruft, Einkäufe müssen gemacht werden, die eine Person stellt höchstlich gleichfalls diese oder jene, wenn auch noch so bescheidene Anforderung. Verdrießlich mußte eigentlich der Mensch seine Kraft, wollte er allem einigermassen gerecht werden. Aber es muß gehen. Und es geht auch. Und wenn dann das Tagewerk beendet ist und die Hände müde in den Schoß fallen wollen, ist noch eine kleine, liebe Pflicht zu erfüllen: der im Felde stehende Mann soll vom Ergehen seiner Familie unterrichtet sein.

Wie unendlich viel gäbe es da zu schreiben! Doch wie müde und federungewohnt sind die abgearbeiteten Finger! Kesselpflichtenbrief, Tinte und Federhalter haben nun schon seit Jahren ihren bestimmter Platz am Fenster. Die kurze Zeit muß ausgenutzt werden. Langes Bestimmen und Nachdenken gibt es da nicht. Papier muß draufflossgeschrieben werden. Rechtschreibung und Interpunktion müssen mit dem fühlbaren, was die Schulbildung dereinst hierfür übrig hatte. So genau nimmt es ja der Mann auch nicht. Er kennt ja seine „Mutter“, er sieht aufs Herz und nicht auf den Stil.

Und immer haltiger treibt die Feder übers Papier. Flossen die Worte jetzt auch nur spärlich, nun quillt ein breiter Strom sprudelnden Mißgesehens. Zeile reiht sich an Zeile, der Brief wird länger, als die Schreiberin anfangs dachte. Wie unendlich viel hätte sie dem Entsetzten zu sagen! Und wie unglücklich wenig kann man doch nur schreiben!

Und so wie die eine schreibt, schreiben unendlich viele. Ihre müden Finger werden bei der ungewohnten, zärtlichen Arbeit wieder flink und hurtig. Krakt auch die Feder — das Herz jubelt!

Die große Stadt ist müde; sie will schlafen gehen; sie wartet nur noch auf die emigen Briefschreiberinnen...

Abias von Sauerkraut.

Die Kriegsgesellschaft für Sauerkraut hat mit Genehmigung der Bevollmächtigten des Reichsanwalters im „Reichsanwalters“ Nr. 12 vom 15. Januar 1918 die höchstzulässigen Abiagspreise für Sauerkraut der Ernte 1917 bekanntgegeben. Die Preise betragen für den Abiag durch den Verkäufer 16 Mk., für den Abiag durch die behördlichen Verkaufsstellen an den Kleinhandel 12,50 Mk. je Zentner und für den Abiag durch den Kleinhandel an die Verbraucher 0,25 Mk. je Pfund. Die behördlichen Verteilungen von Sauerkraut werden begünstigt.

Gegen die Courts-Mahler-Sucht, die bedrohliche Formen annimmt, macht Hans Reimann im „Zwiebelisch“ folgenden Vorschlag:

Alles, was die Herren Rudolf Derrig, Rudolf Straß, Walter Bloem, Paul Oskar Höcker, Otto Ernst (Griff?) und Konradin in so hohem Maße beliebt macht, findet sich in idealer Vereinheit bei Frau Hedwig Courts-Mahler aus Siedeln.

Sie ist die Verfasserin zahlreicher Originalromane, kam aus dem Mittelteil an der Saale, ist im Herbst ausgewachsen, hat zwei kleine verwitwete Töchter und verheiratet mit lauter geistig hochbegabten Männern.

In den meisten Zeitungen Deutschlands und Österreichs findet man ihre Originalromane abgedruckt. Im Leinwand selbst werden sie sehr schön und sehr dramatisch und aufgeführt. Ihr neuestes Werk heißt „Schuld und Sühne“, obwohl die Uebersetzer doch immerhin sich erdreisten haben, den Titel vorwegzunehmen. Von der Beliebtheit der Frau Courts-Mahler macht sich der Dais keinen Begriff. Die deutschen Hausfrauen gehen für sie in Herd und Tod.

Nebe Zeile, die sie schreibt, ist Schuld. Jeder ihrer Romane ist der typische, verlogene und erstarrte Schundroman.

Und weil nicht so sehr die Geschichte vom blutigen Dreiergrößen an der Kirchhofmauer oder von der abgedackten Hand um Dickschiffen unter Welt (vorzüglich den Mittelstand) vertrieben, so muß endlich einmal etwas Energetisches gegen die Verfasserin der Familienblatt-Originalromane unternommen werden.

Ich schlage folgendes vor:

In Stelle der Klaffler sind die gesammelten Werke der Hedwig Courts-Mahler schlichte in den Volksschulen einzuführen. Vorschläge sind zu schreiben und Vorträge zu halten über Themen, die den Romanen der Hedwig entnommen werden. Die schönsten Stellen müssen aufwendig gelernt werden, der Jugend Deutschlands ist die gesamte Hedwig einzubringen.

Dadurch wird in jedem heranwachsenden Deutschen ein tiefer Widerstand gegen die Schundliteratur geschäpft werden, und zwar in demselben Umfang, wie er bis dahin gegen die Klaffler geschäpft wurde.

Auf den Mittelschulen könnten — zur Erweiterung des Lehrplans — die Werke Rudolf Derrigs, Walter Bloems und Paul Oskar Höckers angehängt werden, auf den Realschulen und Gymnasien hätte das gewaltsame Studium der durch eine Kommission ausgewählten allerjüngsten Literaten erzwungen. So würde man als geistiger Mensch einen großen Nutzen machen um alle Hedwias (auch die männlichen) und dürfte Goethe, Schiller, K. Hof, Hebel und Claudius mit reinem Herzen genießen, ohne die Schauer der Schulzeit in Herz und Gehirn zu verpötern.

Kriegsaktiven.

Infolge der ständig steigenden Lebensmittelpreise steht sich der Ausstoß für die Kriegsjahre genötigt, der Preis für eine Portion Abendkost von Montag, den 21. d. M. ab auf 30 Pf. zu erhöhen.

Können wir unsere Goldschmied der Reichsbank leihweise überlassen? Man schreibt was: Vielfach begognet man im Publikum der Auffassung, daß es genügen müsse, wenn es seine Goldschmied der Reichsbank leihweise zur Verfügung stelle. Das ist nicht möglich. Einmal verlangt das Bankgesetz, daß die Unterlage für die umlaufenden Banknoten in Gold in der Form von Münzen oder Barren besteht, zum andern kann der Reichsbank ein Goldschmied, über den sie nicht jederzeit frei und endgültig verfügen darf, nichts nützen. Ein solcher Goldschmied wäre ein Scheinheiß, der die ausgegebenen Noten nur zum Schein, aber nicht in Wahrheit decken würde. Endlich spricht dagegen auch noch ein rein praktisches Bedenken. Die leihweise Hergabe von Goldschmied würde erfordern, daß sie in Räumlichkeiten aufbewahrt werden, die diebs- und feuerfest sind. Sie sind aber nicht zu beschaffen, denn die Tresoren der Reichsbank und ebenso die der Reichsbankstellen sind überfüllt, und neue Werte können daher nicht aufgenommen werden.

Keine Vorauszahlung an unbekannte Firmen!

Diese Mahnung wiederholt sich täglich. Trotzdem fallen noch immer leihgäubige Personen auf die verlockenden Angebote der Schwindler herein. Es handelt sich durchweg um sehr begehrte Gegenstände des täglichen Bedarfs, die angepriesen werden. Nicht selten heißt es in den Anpreisungen, es sei nur ein beschränkter Vorrat vorhanden und daher umgehende Bestellung nötig. In der Befolgung, zu spät zu kommen, wenn man sich erst über die unbekannte Firma erkundigt, wird sofort das Geld eingekandt oder durch die Post überwiesen. Um Zeit zu gewinnen und möglichst viele Ge-

zahlungen noch einheimen zu können, bestätigen die Schwindler den Eingang der Bestellung und liefern baldige Erledigung zu. Fragt man nach geheimer Zeit an, weil man von Tag zu Tag vergebens wartet, so bekommt man keine Antwort oder die Anfrage kommt als unbefehlbar zurück. Die Schwindler sind insofern verduftet. Ihre Festnahme wird selten dadurch besonders erschwert, daß sie unter falschen Namen arbeiten und die Namen — es sind häufig recht wohlklingende, vielstimmige Firmenbezeichnungen — gleichzeitig mit der Stätte ihre Wirksamkeit wechseln. Selbst wenn sie später ausfindig gemacht werden, ist wenig Hoffnung gegeben, wieder zu ihrem Gelde zu kommen. Sie haben das Geld entweder verprast oder an willfährige Helfershelfer verschoben. Alle Vorsicht gegenüber unbekannten Firmen, besonders wenn sie sofortige Einzahlung des Geldes verlangen! Erst erkundige man sich. Erhält man keine ausreichende Auskunft, dann lasse man von einem Geschäft ab. Gerade die verlockendsten Angebote sollten in heutiger Zeit mehr denn je das größte Mißtrauen auslösen. Ist man aber schon einem Schwindler zum Opfer gefallen, dann laume man nicht mit seiner Verfolgung. Man wende sich unverzüglich an die Zentralstelle zur Bekämpfung der Schwindelfirmen in Lübeck, die schon manchen Schwindler entlarvt und vielen Betrogenen ihr Geld zurückerschafft hat. Jedermann kann die Hilfe der Zentralstelle unentgeltlich in Anspruch nehmen.

Volkstümliches Konzert. Das 12. Konzert bringt in seinem zweiten Teile eine Reihe vornehmer Volksmusik, zu der Wilhelm Kriegl, Suppe, Johann Strauß, Mazorette mit seinem reizenden Walzer aus den „Glocken von Cornetse“ und Waldteufel beitragen. Wertvollere Namen verzeichnen die ersten Abteilungen des Abends, in der Weber mit seiner Klavier-Quartette, Volkmann mit seinem Walzer aus der „Fur-Serenade“, Laven mit seiner vielgespielten Ouvertüre über ein Thüringer Volkslied und Humperdinck mit dem Vorspiel zu „Hänsel und Gretel“ zu Wort kommen.

Abgefaßt. Auf dem hiesigen Bahnhof wurde gestern ein Schiffsbauer aus Hamburg sowie dessen Frau angehalten, als sie beide, aber getrennt, verhaftet, von hier eine größere Menge Kinderstahl auszuführen. Die nähere Untersuchung ergab, daß es sich um Diebstahl handelte, welches der Schiffsbauer nur durch Hehlerlei erworben haben kann. Er wurde daher festgenommen.

Beide. Die Kister Oelwerke haben bei Demminstedt einen 22 Meter hohen Bohrturm errichtet und mit dem Bohren begonnen. Aus einem 200 Meter entfernten alten Bohrlöch fließt noch jetzt wöchentlich eine Tonne Öl im Werte von 200 M.

Londern. Im Schneesturm umgekommen ist der fünfzigjährige Oberpostkassierer Goldbeck aus Hamburg, der jetzt in Londern stationiert war. Er hatte am Sonntag nachmittag den Zug nach Londern in Süderlügum verlassen, um den Weg nach Londern über Seib zurückzulegen. In Seib hat er noch kurze Zeit in der Wirtschaft verweilt, ist dann aber nicht mehr gesehen worden. Nach längerem Suchen fand man seine erstarre Leiche an der Chaussee beim Dorfe Seib im Schnee. Er hat von der übermenschlichen Anstrengung, sich in dem fürchterlichen Wetter durch den hohen Schnee hindurch zu arbeiten, erkrankt, beim Aussteigen am Wege durch die Kälte den Tod gefunden.

Trittau. Der Pastor als Kammerherr zu der allberühmten Demminregier, die sich in ihrer mondulosesten Stunde nicht Schlimmeres als einen Persönlichkeitsverlust verheeren können, gehört auch der Pastor Sommer, der in Trittau dem Deutschland nicht groß genug ist und deshalb im „Trittauer Tageblatt“ ein „Gedicht“ gegen den Persönlichkeitsverlust veröffentlicht. Sein kritisiert Gedicht lautet vom 17. Januar 1918:

Unangenehm verführt zu haben, denn unbekümmert verhöhnt er so im Gastenhaus die Verlangen nach Frieden:
 „Wir wollen Frieden, Frieden.“ der Michel meint und lacht,
 „Ein'n rechten Verständigungsfrieden; ich weiß wohl, wie man's macht.
 Wir stellen uns wie die Kühe hin Und lassen uns die Enter zieh'n.
 Deutschland ist viel zu groß, zu groß zu groß.
 Man muß es nur verkehren!
 Na! Siegen und dann Frieden! der Hindenburg trumpt auf.
 Mag's brechen oder biegen, so ist es deutscher Brauch.
 Wir stellen uns mit den Hörnern hin Und stoßen in die Klanken ein.
 Deutschland ist viel zu groß zu groß zu groß
 Man muß es nur verkehren!
 Verständigung gibt's nur eine: Sieg oder Untergehn!
 So ist's recht: Nur keine Verständigung! Sondern immer wie ein Stier mit den Hörnern um sich stoßen. Am Ende hat ja der Herrgott die Menschen auch nur dazu geschaffen, daß sie schlammern als die Tiere leben. Das ist, wenigstens nach der Kindvieh-Poesie des Pastors von Trittau, richtig deutsch und wahrhaft kritisch!

Theater und Musik.
Stadttheater. Vertragsabend von Thomas Mann. Es dürfte wohl kaum einen Grund der schönen Literatur geben, der nicht die Werke von Thomas Mann mehr oder weniger hochschätzte. Enthalten sie doch neben mancher Eigenart der Sprache von glänzender Beobachtungsgabe des Verfassers zugehörige Verlen. Gestern abend hat sich ein zahlreiches Publikum im Stadttheater Gelegenheit, Thomas Mann in seinen eigenen Schöpfungen zu hören. Der Vortragende leitete den Abend ein mit dem zum Lohentage Schillers von ihm vertonten „Schwere Stunden“. Wir halten dieses Werk nicht für eine der Glanzleistungen Manns. Er verfaßt sich hier in zu viele Nebenabzweigungen, in Einzelheiten. Dann leitet er ein Kapitel aus einer noch nicht beendigten Arbeit kennen, die die Selbstbiographie des Hofkaplans Felix Krull darstellt. Weiterher verkehrt es Mann, hier die Souveränität des jungen Felix zu schildern. Diesen beiden Darstellungen folgten ein Bruchstück aus „Königliche Hoheit“ und die Wiedergabe des „Wanderlied“. Bei diesen beiden prächtigen Sachen wurde das Publikum sehr eigentümlich warm. Das lag hauptsächlich an dem Inhalt des Vorgebotenen, obgleich Thomas Mann kein Vertragskünstler ist. Was hätte ein solcher aus den Sachen herausheben können! Das Organ des Vortragenden hätte wohl kaum alle Räume des Theaters, was natürlich der Vorstellung Abbuch tat. Trotzdem lagte das Publikum nicht mit keiner Zustimmung.

Soziales.
 Einiges über die Reichswachenhilfe. Wenn der Ehemann einer Waise, der vor dem Eintritt in den Heeresdienst verstorben ist, nach dem Eintritt in den Kriegsdienst eine Stellung erlangt in der er versicherungsfrei sein würde, so ändert dies an dem Anspruch auf Waisenrente nichts. So hat das Reichswachenhilfsgesetz eine Bestimmung getroffen, die die Waisenrente nicht an der Höhe herabsetzen soll. Der Ehemann der Waise ist seit dem 5. August 1914 zum Heeresdienst eingezogen. Bis dahin war er, der Hilfsrentenempfänger, ein versicherungspflichtiges Mitglied einer Krankenkasse. Während des Militärdienstes wurde er — ohne anzudeuten zu werden — Mitglied der Reichswachenhilfe, die eine Art Ersatz für die Krankenkasse darstellt. Die Waise ist als Mitglied der Reichswachenhilfe zu betrachten und als solcher ebenfalls mit einem Gehalt von 140 M. entschädigt und daher gemäß § 169

der Reichsversicherungsordnung versicherungsfrei. Dies benutzt die Krankenkasse dazu, den Anspruch auf Waisenrente abzulehnen. Sie wurde zur Zahlung verurteilt. In den Gründen der Entscheidung heißt es: Nach § 1 der Bekanntmachung betr. Waisenrente während des Krieges vom 3. Dezember 1914 hat die Gewährung der Waisenrente zur Voraussetzung, daß die Kriegs-, Sanitäts- oder ähnliche Dienste leistenden Ehemänner vor Eintritt in diese Dienste während bestimmter Zeiträume gegen Krankheit versichert gewesen sind. Die Versicherung braucht also lediglich vor dem Beginn der Kriegsdienste, nicht etwa auch während ihrer ganzen Dauer und insbesondere auch nicht etwa zur Zeit der Entbindung bestanden zu haben. Andererseits würden die Voraussetzungen zur Gewährung der Kriegswaisenrente nur selten gegeben sein, da die überwiegende Mehrzahl der Kriegsteilnehmer mit ihrem Eintritt in den Kriegsdienst aus der Versicherung ausscheidet. Es kann daher auch auf den Ansprüchen der Waisenrente nicht von Einfluß sein, daß der Ehemann vorliegend während des Krieges eine feste Anstellung im Postdienst erlangt hat und infolgedessen aus dem Kreise der Versicherten gemäß § 169 der Reichsversicherungsordnung ausgeschieden sein würde, wenn dies nicht infolge seiner Einberufung zum Heeresdienst bereits vorher geschehen wäre. ... Dem § 1 Nr. 2 a. a. O. erfordert nach seinem klaren Wortlaut nur, daß der Ehemann vor seinem Eintritt in den Heeresdienst versichert gewesen ist, nicht auch, daß die Voraussetzungen der Versicherungspflicht für ihn zur Zeit der Entbindung seiner Ehefrau vorliegen würde, wenn er nicht eingezogen wäre. — Es darf bei der Würdigung der Entscheidung nicht außer Betracht gelassen werden, daß der Ehemann trotz seiner Anstellung bei der Post, wahrscheinlich tut er Dienst bei der Feldpost, eingezogen geblieben ist. Würde er zur Zeit der Entbindung aus dem Militärdienst entlassen gewesen sein und angestellt worden sein, hätte sein Anspruch der Ehefrau auf Waisenrente bestanden.

Neueste Nachrichten.

Berlin, 17. Januar. (Amtlich.) Eines unserer Unterseeboote hat kürzlich an der Westküste Englands 4 Dampfer, 1 französisches Bewachungsfahrzeug, 1 Segler und 1 Fischdampfer versenkt. Die Mehrzahl der Schiffe wurde unter erheblicher feindlicher Gegenwirkung in den für starke U-Boot-Abwehr besonders geeigneten Gewässern der Irischen See und des Bristol-Kanals durch geschickte Angriffe vernichtet. Hier fiel auch das französische Bewachungsfahrzeug dem U-Boot zum Opfer.

Sämtliche Dampfer waren bewaffnet. Unter ihnen konnten die englischen Dampfer „Elmsleaf“ und „Boston City“ namentlich festgestellt werden. Von den beiden anderen Dampfern hatte der eine Kohlen, der andere von Aussehen und Größe des englischen Dampfers „Cremont Castle“ (3294 Tonnen) Palmöl geladen. Der Fischdampfer führte die Bezeichnung „E. F. 696“.

Der Chef des Admiralsstabes der Marine in Genf, 17. Januar. Die Aburteilung des Mörders Jaures', Raoul Vallain, wurde von neuem auf die nächste Schwurgerichtssitzung verschoben. Um die Form zu wahren, wird Vallain von einer neuen Verurteilungskommission wieder einmal auf seinen Geisteszustand untersucht werden.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Gänzlich in Brief.

Bekanntmachung
 über die
Ausgabe neuer Ausweise zum Bezuge von Zutterhafer.

Zur Durchführung der Kontrolle über den Hofverbrauch ist die Ausgabe neuer Ausweise zum Bezuge von Zutterhafer an Stelle der bisherigen „Berechnungs-Schein“ notwendig geworden. Die neuen Ausweise werden gegen Absende der alten Berechnungsscheine in den Geschäftsräumen des Polizeiamtes, Breite Straße Nr. 40, vormittags von 8—1 Uhr, an die Verbedehäfer ausgeben.

Die Herausgabestelle ist angewiesen, vom 25. Januar 1918 ab Hafer nur gegen Vorlegung der neuen Ausweise abzugeben. Veränderungen im Verbedehände sind von dem Verbedehäfer innerhalb 24 Stunden dem Polizeiamt unter Angabe des Ausweises schriftlich anzuzeigen.

Der wichtigste Angaben über seinen Verbedehand macht über die Veränderungen im Verbedehände nicht rechtzeitig mitteilt, wird gemäß § 79 der Reichsgetreideordnung für die Getreide 1917 mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 5000 M. oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Lübeck, den 17. Januar 1918. (241)

Das Polizeiamt.

Bekanntmachung
 betreffend Fleischverkauf.

In der Woche vom 21. bis 27. Januar 1918 werden 500 gr Rindfleisch oder 500 gr Schweinefleisch oder 250 gr Hammelfleisch oder 200 gr Kanarienvogel auf die Schlachthöfe der Schlachthöfe, ausgegeben.

Lübeck, den 17. Januar 1918. (242)

Das Polizeiamt.

Bekanntmachung
 über Höchstpreise für Äpfel und Birnen.

Vom 21. Januar 1918 ab treten an den beschriebenen Orten von Äpfeln und Birnen die von der Reichsregierung für die Obfrucht festgesetzten Höchstpreise, und sind die Preise folgendermaßen:

Ware	Größe	Preis	Größe	Preis	Größe	Preis
Äpfel	I	50 Pf.	II	45 Pf.	III	40 Pf.
	IV	35 Pf.	V	30 Pf.	VI	25 Pf.
	VII	20 Pf.	VIII	15 Pf.	IX	10 Pf.
Birnen	I	45 Pf.	II	40 Pf.	III	35 Pf.
	IV	30 Pf.	V	25 Pf.	VI	20 Pf.
	VII	15 Pf.	VIII	10 Pf.	IX	5 Pf.

Die obigen Preise sind für den Handel und für den Einzelverkauf an die Großhändler, Großverbraucher und Kleinverbraucher folgende weitere Bestimmungen zu beachten:
 1. für den Einzelverkauf von Äpfeln Gruppe I und II
 2. für den Einzelverkauf von Birnen Gruppe I
 3. für den Einzelverkauf von Äpfeln Gruppe III und IV
 4. für den Einzelverkauf von Birnen Gruppe II

Die obigen Preise gelten für ein Pfund und sind Höchstpreise im Einzelverkauf.

Lübeck, den 16. Januar 1918. (243)

Landesstelle für Gemüse und Obst.

Es werden hier in Lübeck...
 Frisches Schwarzsauer.
 Lübeck, den 17. Januar 1918.

Kaisergeburtstagsspende für das Rote Kreuz
 (Sammlung am 19. und 20. Januar 1918).

Da infolge der andauernden ungünstigen Witterung die Sammlung voraussichtlich nicht wie geplant durchgeführt werden kann, bitten wir, uns zuge dachte Gaben an die

Spar- und Anleihekasse
 Konto: „Kaisergeburtstagsspende R. K.“
 zu überweisen.

Mitbürger, jeder Beitrag lindert die Kriegsnot!
 Der Ortsdienst der Lübecker Sanitätskolonnen.
 Gebt reichlich!
 Schildstraße 10. (248)

Bekanntmachung
 betreffend Hauschlachtungen.

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß Hauschlachtungen nach dem 31. Januar ds. Ja. nicht mehr vorgenommen werden dürfen.

Lübeck, den 17. Januar 1918. (240)

Das Polizeiamt.

Kriegsküchen.

Vom Montag, dem 21. d. Mts. ab beträgt der Preis für eine Portion Abendkost 30 Pf.

Statt besonderer Anzeige.
 Am Mittwoch erkrankte nach kurzer Krankheit meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester und Schwägerin

Frau Catharina Carlsson
 geb. Köhl

im 77. Lebensjahre. An's Heilste betrauert von den Ibrigen.

Carl Carlsson.
Johannes Carlsson und Frau
 geb. Kamp

Lübeck, den 16. Januar 1918.
 Engelstraße 61.

Die Trauerfeier findet am Donnerstag, d. 24. Januar, vormittags 10 1/2 Uhr, in der Kapelle Burgthor statt. (250)

Drucksachen aller Art
 Buchdruckerei Friedr. Meyer & Co.

Krawatten
Hosenträger
Herrenwäsche
Aug. Janensch
 Sandstr. 6. (237)

Sohlenschoner
 jeder Art.
 S. Grimm Nachf.
 Lederhandlung,
 Schmalenburgerstr. 6.
 Von 1—3 geschlossen.

Wöler-Brauerei Ebbel
 Die
 Wöler-Brauerei Ebbel
 Kesselpreiser 693
 fordert alle, welche noch im Besitz
 ihr gehörenden Quantums,
leere Zäuner, Stächen,
Stalamenten usw.
 find, zur Abholung oder An-
 meldung auf. (249)

J. H. Pein
 Am Markt 12.
 Breite Straße 64.

Beste Bezugsquelle für
 erstklassige
 :: Manufakturwaren ::
 Spezialhaus für Betten
 Bettfedern u. Daunen
 Herren- und Knaben-
 Garderob. Arbeiter-
 und Berufs-Kleidung.

Hansa-Theater.
 Freitag, den 18. und Sonn-
 abend, den 19. Januar:

Die keusche Susanne.
 Sonntag, den 20. Januar,
 abends 7 Uhr: (258)
 Zum ersten Male:

Jaichens Flitterwochen.
 Operette mit Tanz in 4 Bildern
 von Otto Schwaiz.
 Nachmittags 3 Uhr:
 Kleine Preise:

Verheiratete Junggesellen

Stadttheater.
 Freitag, den 18. Januar 1918
 Abends 6 1/2 Uhr:

Aida.

Sonnabend, den 19. Jan. 1918:
 Anfang 7 Uhr:
 Lübecker Schauspielgemeinde:

Clavigo.

Von W. von Goethe.

Rote Karten.
 Sonntag, den 20. Januar 1918
 Vormittags 11 1/2 Uhr:
 Vortrag von Dr. L. Schmidt,
 Musikkritiker des Berliner
 Tageblatts:

Ariadne auf Naxos.

Mitwirkende: Kapellmeister
 H. B. Wetzler und Darsteller
 der Oper.

Nachmittags 3 Uhr:

Die verlorene Tochter

Abends 7 Uhr:

Der Troubadour.

Zur livländischen Frage.

Von Dr. Alexander Lipschütz, Riga.

Aus den Vorschlägen, die Deutschland auf der Friedenskonferenz in Brest-Litowsk am 28. Dezember gemacht hat, geht hervor, daß Deutschland die Absicht hat, Kurland und Teile von Livland und Estland zu annektieren. Gegenüber den russischen Vorschlägen, die deutschen Truppen aus dem besetzten Kurland, Livland und Estland zurückzuführen, damit das lettische Volk die Möglichkeit habe, über das zukünftige politische Schicksal des Landes zu entscheiden, stellt Deutschland sich auf den Standpunkt, daß der Volkswille in Kurland und Riga schon während der deutschen Okkupation zum Ausdruck gekommen sei.

Es ist für jeden denkenden Menschen klar, wie der „Volkswille“ in einem okkupierten Lande zum Ausdruck kommen kann. Der „Volkswille“ in Kurland ist auf dem „Landtag“ in Mitau unter Vorsitz eines livländischen Adligen zum Ausdruck gebracht worden. Dieses Kunstprodukt eines „Landtags“ hat sich für die Annexion Kurlands durch Deutschland ausgesprochen.

Man glaubt durch die Geschichte Liv-, Kur- und Estlands begründen zu können, daß diese drei Länder zu Deutschland gehören, daß ihre Annexion durch Deutschland nur die Vollendung ihrer organischen Entwicklung sei. Demgegenüber behauptet ich, daß die Annexion der drei baltischen Provinzen oder eines Teiles derselben eine gewaltsame Unterbrechung einer jahrhundertelangen Entwicklung wäre gegen den Willen und gegen das Interesse einer hochkultivierten und zu nationalem Bewußtsein gelangten Bevölkerung.

Auf den ersten Blick scheint es mit dem Deutschtum der baltischen Provinzen — oder Livlands in weiterem Sinne — sehr klar zu stehen. Livland ist die erste deutsche Überseebasis, von deutschen Rittern begründet. Dem deutschen Ritter, der nach Livland zog, folgte der Kaufmann und es folgte ihm der Handwerker, die Städtebauer. Nicht aber der deutsche Landmann — und das war, vom deutsch-nationalen Standpunkt aus betrachtet, das Kernstück. Die kolonisierende deutsche Oberschicht war natürlich sehr darauf bedacht, eine unverrückbare soziale Schranke zwischen dem freien „Herrn“ und dem unfreien „Knecht“ aufrechtzuerhalten. Dieser Gegensatz aber wurde hier zum Gegensatz zwischen den Deutschen und dem lettisch-estnischen Volk; der soziale Gegensatz trat hier notwendigerweise auch als ein nationaler Gegensatz auf. Die erwachende Demokratie in Livland konnte nur lettisch und estnisch sein. Daß die Deutschen in der Verwaltung Livlands die Oberhand behielten, hatten sie nur der reaktionären russischen Regierung zu danken, die trotz ihrer schamlosen Russifizierungspolitik einen großen Teil der deutschen Sonderrechte in der inneren Verwaltung des Landes und der Stadt nicht antastete. Die Landtage der drei Provinzen durften trotz aller Russifizierung deutsche Adelsnestsammungen bleiben — in Riga heißt das „Adelsnestsammung“ auch heute noch „Ritterhaus“ — die Stadträte blieben Peramtionen der deutschen Herrscher. Nachdem die russische Revolution mit offen politischer Verachtung des Standes und des Volkes aufgeräumt hat, hat sie auch in Livland mit dem Deutschtum aufgeräumt.

Aus der objektiven Tatsache, daß der deutsche Ritter und der freie deutsche Städter in Mit-Livland einem unfreien Bauer anderen, damals auch weniger kultivierten Stammes gegenüberstanden, erwuchs ein bedeutungsvolles subjektives Moment: der Mangel eines national-livländischen Empfindens bei der herrschenden deutschen Oberschicht in Livland. Im Bewußtsein des ganzen Mittelalters waren in Livland diejenigen antinationalen Kräfte wirksam wie in Deutschland: Ritter, Oben, Geistlichkeit und Städte beföhelten einander. Ein allgemeines Chaos von sich widersprechenden sozialen Elementen, ohne jede nationale Richtlinie, ohne jede nationale Konsequenz. Das alles galt auch für Deutschland. Aber für Livland kam eben

das subjektive Moment hinzu, das die antinationalen Kräfte in noch härterer Weise entfestete. Und da das Sonderinteresse der baltischen Ritterschaft stets ausschlaggebend war, schäuferte der feudale Adel mit allen mächtigen livländischen sozialen Schichten, sobald das dem feudalen Sonderinteresse irgendwie entsprach. Der baltische Adel lieferte Rußland bis in die jüngste Zeit die reaktionärsten Staatsmänner. Wer Livland kennt, wird leider zugeben müssen, daß die geistige Atmosphäre der livländischen Deutschen von einem geradezu schauerhaften russischen Bogantismus erfüllt ist.

Es zieht sich durch die livländische Geschichte wie ein roter Faden eine nationale Selbstverleugnung zugunsten des feudalen Sonderinteresses. Noch in der jüngsten Zeit hat der baltische Adel das national-livländische Interesse verleugnet, indem er sich während der Revolution von 1905, die ein Kampf der lettisch-estnischen Demokratie gegen die deutsche oligarchische Aristokratie war, mit der reaktionären russischen Regierung gegen das Land verbündete.

Indem der baltische Adel es nicht erreicht hatte, daß das Volk sprachlich mit der Oberschicht verschmolz, indem er ferner aus diesem Unermögen Kapital zugunsten seiner Sonderinteressen schlug und die Interessen einer livländischen Nation stets verleugnete, hat er die oben schon gekennzeichnete Situation heraufbeschworen: das Erwachen einer livländischen Nation konnte nur das Erwachen einer lettisch-estnischen Nation sein. Die Entfernung der feudalen und großbürgerlichen Oberschicht von der ausschließlichen Verwaltung des Landes, die das Ziel der Demokratie ist, konnte im gegebenen Fall nur die Enttarnung der Deutschen sein. Die lettisch-estnische Demokratie ist die nationale Volksherrschaft der jahrhundertelangen livländischen Geschichte. Die Annexion Livlands durch Deutschland wäre dagegen eine gewalttätige Unterbrechung dieser Geschichte.

Jeder der 160 000 Deutschen in Livland ist ein Glied der nationalen livländischen Gemeinschaft, und jeder von ihnen hat das Anrecht, die Vorteile zu genießen, die ihm aus seinen persönlichen Eigenschaften im sozialen Leben einer Demokratie erwachsen können. Die Konstituierung einer freien lettisch-estnischen Demokratie bedeutet nicht die Unterdrückung der deutschen Livländer, sondern die Ausmerzung der Vorrechte der feudalen Herren und der Großbourgeoisie.

Wir haben das herrliche Beispiel der demokratischen Schweiz vor Augen, in der Deutsche, Franzosen und Italiener friedlich beisammen leben. Wie die 7 Prozent Italiener ihrer Rechte gegenüber den 70 Prozent deutsch-schweizerischer Schweizer finden, so werden es auch die 7 Prozent deutscher Livländer gegenüber den 85 Prozent Letten und Esten in der livländischen Demokratie finden. Eine Demokratie kann nicht die Rechte irgendeiner Gruppe schmälern, wenn sie nicht den Rest abfügen will, auf dem sie steht.

Die Hoffnungen der lettischen und estnischen Demokratie sehen sich durch die russische Revolution erfüllt. Früher, solange das zaristische Rußland noch bestand, konnte man sich fragen, ob es nicht das Richtige wäre, eine Postrennung der baltischen Provinzen von Rußland und ihre Umwandlung in einen lettisch-estnischen Völkerstaat zu erstreben. Jetzt, wo die Revolution den Zarismus hinweggeräumt hat, kann von einer Lösung der Frage im Sinne eines Völkerstaates keine Rede mehr sein. Es liegt im Interesse sowohl der lettisch-estnischen Demokratie, daß Liv-, Kur- und Estland bei Rußland bleiben.

Die junge russische Demokratie will mit dem deutschen Kriege in dauerndem Frieden leben. Aber dieser dauernde Frieden wird nur möglich sein, wenn das offizielle Deutschland darauf verzichtet wird, Rußland um eine seiner wichtigsten Existenzbedingungen, d. h. um die baltischen Provinzen zu drosseln. Die Annexion dieser Provinzen wäre nur die Einleitung zu weiteren Kriegen.

Auch die kleine lettisch-estnische Demokratie wünscht den Frieden, um alle ihre Kraft dem Wiederaufbau ihres Landes, dem Aufbau ihres nationalen Lebens widmen zu können. Jeder Deutsch-Livländer, der im Rahmen der lettisch-

estnischen Demokratie seine Kräfte dem engeren Vaterlande weihen will, wird willkommen sein. . . . Über jetzt ist Riga nicht frei. Riga ist so wenig deutsch, wie Zürich und Schaffhausen deutsch sind; und Riga ist so wenig „früher vor Jubel“, wie Zürich und Schaffhausen es wären, wenn dort nicht die eigentümliche Demokratie, sondern deutsche Truppen die Macht in der Hand hätten.

Wir haben vorstehenden Artikel des Genossen Lipschütz, der augenblicklich als Privatdozent an der Berner Universität wirkt, dem „Vorwärts“ entnommen. Der Genosse L. ist schon aus dem Grunde zur Abgabe eines Urteils berechtigt, weil er ehemals Mitglied des sozialdemokratischen Komitees für Kurland und Livland war. Der „Vorwärts“ bemerkt mit Recht zu der Niedrigkeit des Artikels: „Von der Auffassung ausgehend, daß die Bewohner des besetzten Gebietes völlig frei über ihr Schicksal entscheiden sollten, würden wir die Unterdrückung dieser beachtlichen Stimme für unstatthaft halten.“

Vom inneren Feind.

Das Bezirksamt Albstadt klagt folgendermaßen über die „jeder Gerechtigkeit höherrückende Zustände“ in der Milch- und Butterverwertung: „Die Verbraucher können innerhalb des Bezirkes nicht die ihnen zulehrende Fettration erhalten — die Anlieferungen sind so schlecht, daß die kommunale Versorgung überhaupt in Frage gestellt ist. Ein Bruchteil der Landwirte liefert auch heute noch gut. Viele wollen sich jedoch der Sammelverwertung nicht fügen und haben keine Einsicht dafür, welche ungeheuren Schäden sie damit anrichten. Die täglichen Hamstergänge bewirken, in welcher großen Menge Zeit auf den Wegen des Milchhandels abwandert. Mit einem Schlag könnten befriedigende Verhältnisse geschaffen werden, wenn die Landwirte die Fettprodukte ihrer Wirtschaft direkt oder durch den Kärzer an die Sammelstelle leiten würden. Es ist ersichtlich, daß die Landwirte am liebsten abliefern, die am meisten über die Großtopferei losgehen. Während sie schimpfen, verkaufen sie ihre Produkte über den Höchstpreis eben an diese Großtopferei und helfen reichlich dazu, daß es ihnen noch besser geht. Niemand bedauert mehr als das Bezirksamt, daß während der Milch- und Butterverwertung gearbeitet werden muß. Unummen vor Arbeit und Verdrißlichkeit wären erspart, wenn in jedem Bauernhause der gute Wille einkehren würde.“

„Vom Arbeiter zum Großhändler und Heereslieferanten“ brachte es der 24jährige Karl Lechner aus Hammer, der sich zusammen mit dem Mühlentochter Alfred Becker aus Thale, dem Kaufmann Heinrich Schuch (Hamburg) und dem Gastwirt Gottfried Dingelstädt (Hamburg) wegen Alkoholverkaufes, Kriegswaffen, Betrugens usw. vor der Strafkammer in Halberstadt zu verantworten hatte. Die Verhandlung ergab ein Musterbeispiel für Kettenhandel. Becker hatte in Thale aus Raff. Heidekraut usw. eine Art „Futtermittel“ hergestellt, das angeblich die Bezugsvereinigung deutscher Landwirte nicht anerkennen haben sollte. Dingelstädt, der davon hörte, bot dem Müller 25 Mk. für den Zentner dieses Futtermittels. Becker verkaufte ihm 200 Zentner zum Preise von 12 Mk. für den Zentner. Dingelstädt gab das Produkt an Lechner, der früher Arbeiter in Holzweid war, als Streu mehr für 145 Mk. den Zentner ab. Das ursprünglich für die tierische Ernährung bestimmte Futtermittel sollte jetzt den in dieser Kriegszeit schon nicht mehr verwöhnten menschlichen Magen beglücken, indem Lechner es mit Hilfe des Schuch an eine Hamburger Firma als Suppenmehl für 185 Mk. den Zentner verkaufte. Weist jetzt wurde Lechner angehalten. Das Gericht verurteilte Becker, der durch Raffinerie aus dem Gefängnis die Leute zum Weineid zu verleiten gesucht hatte, zu 14 000 Mk. Geldstrafe, 5 Monaten Gefängnis, 3 Jahren Ehrverlust, Schuch zu 27 000 Mk. Geldstrafe, 8 Monaten Gefängnis, 3 Jahren Ehrverlust, Dingelstädt zu 8800 Mk. Geldstrafe, 2 Monaten Gefängnis, Lechner zu 36 000 Mk. Geldstrafe und 3 Monaten Gefängnis.

Der Obermeister der Köln-Mülheimer Schweinemehler-Jungung, Hermann Reiner, Mitglied des Aufsichtsrats der Bezugs- und Verwertungsgenossenschaft der Köln-Mülheimer Schweinemehler-Jungung, beklagte einen Vertrauensposten an der Waage beim Verteilen des Fleisches. Durch einen Verstoß wurde bekannt, daß

Handel und Wandel.

Von F. W. Saaländer.

1. Der Beruf.

In den für mich so denkwürdigen Tagen, wo ich Säulbau und Spielzeug verlassen mußte, um als Glied in die Kette einzutreten, an der unter dem Namen Geschäftsleben die ganze Welt zappelt und vergebens nach der verlorenen Freiheit ringt, in jener Zeit war noch viel weniger als jetzt von einer Kunst die Rede, in der man es freilich bis auf diesen Tag noch nicht weit gebracht hat. Ich meine die Kunst, den Kopf eines Menschen mit einigen gewandten Griffen zu betasten, was er genau zu sagen, welche Anlagen er besitzt, welche Fähigkeiten er auszubilden hat und welches Geschäft er erziehen muß, damit er später nicht, gleich so vielen, über verkehrten Beruf zu klagen haben möge. Wäre es aber auch damals möglich gewesen, mir nach den Wünschen meines Kopfes genau zu sagen, wozu ich befähigt sei, so hätten es mir doch die Verhältnisse nicht erlaubt, ein anderes Geschäft zu erziehen, als wozu mich die Vorsehung und einiger Geldmangel bestimmt hatten.

Ich hatte keine Eltern mehr und befand mich im Hause und unter der Aufsicht einer Tante, die Witwe war und einen kleinen Laden führte, wo ich in meinen Freistunden hilfreiche Hand leistete. Ich fertigte ausgezeichnete Papiertüten und hatte es schon so weit gebracht, daß ich ein Pfund Zucker oder Kaffee abwägen konnte, als die Zeit herankam, wo ich ins Leben treten sollte.

Meine Großmutter hatte damals ihre Wohnung im Hause meiner Tante aufgeschlagen. Es war eine gute alte Frau, mit der ich aber nie im besten Einverständnis lebte. Noch lebe ich sie auf ihrem großen geschmückten Lehnstuhl sitzen, auf einem Rücken von gestreiftem Rattanzug, das sie alle Sonnabende zu einer bestimmten Stunde mit einem frischen Ueberzuge verjagt. Neben ihr auf dem Tische lagen mehrere Sammlungen alter Predigten, die sie Gott weiß wie oft schon durchgelesen hatte. Auf dem obersten dieser Bücher lag eine silberne Brille, die sie beim Lesen gebrauchte. Ihr Anzug stammte aus der Zeit ihrer Jugend und wurde zum Teil aus einer kleinen Etuiette belbeshalten; sie behauptete, die jetzigen Trachten seien geschmacklos und häßlich, und wenn sie auf dieses Kapitel zu sprechen kam und gut gelangt war, vertraute sie mir oftmals, was für ein schönes Mädchen sie gewesen sei und welches Aufsehen sie in ihren demaligen Kleider gemacht.

Wie gesagt, stand ich mit der Großmutter nicht immer auf dem besten Fuß. Ihr war der Lärm und der Gestartel, den ich

oft im Hause aufstiftete, unerträglich; hauptsächlich konnte sie nicht leiden, wenn ich mich mit Knaben meines Alters auf Straßen und Feldern umhertrieb, und dies trug mir oft gewaltige Strafpredigten ein, die sie mir mit einer Reihe von Sprüchwortern hielt. Ich war damals ein junger Mensch von schmächtigem Körperbau, kleiner als alle Knaben meines Alters, und hatte ein blaßes, eingefallenes Gesicht, kurz, ein ganz erbärmliches Aussehen, was meiner Großmutter ein Dorn im Auge war. Sie behauptete, das komme von meinem immerwährenden Springen und Klettern und weil ich ohne Mühe im Regen herumlaufe und es mir eine wahre Freude sei, nasse Füße zu haben. Sie hatte mir den Namen „Schattensopf“ geschaffen und jammerte viel darüber, daß sie einen so lächerlich aussehenden Enkel habe. „Ach“, sagte sie, „es steht wohl geschrieben: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, aber meine Tochter, die Luise, deine Mutter, Gott habe sie segel, das war, wie ich, eine schöne, starke Frau, und du kommst mir nicht anders vor, als wie Spreu unter dem Weizen.“

So lebte ich nach der Konfirmation noch ein halbes Jahr bei der Tante, und es war mitten im Winter an einem Sonntagmorgen, als im Zimmer meiner Großmutter ein Familienrat gehalten wurde, um zu beschließen, was eigentlich aus mir werden sollte. Meine Großmutter, der ich am selben Morgen eine ihrer liebsten Tassen zerbrochen hatte, meinte zwar, es sei voranzutreiben, daß aus mir ein Leinwandhändler werde; doch mußte man das Seinige tun, damit man keine Hände in Unschuld waschen könne. Ich war an diesem Tage in der trübsten Stimmung von der Welt. Draußen waren Schnee und Eise zugefroren und meine Kameraden irrieten sich dort herum. Auch ich war mit einem Paar sehr defekter Eisstühle hinausgegangen, die aber unverrichteter Sache wieder heimgebracht, in den vergangenen Nacht war tiefer Schnee gefallen, alle Tische bis auf einen waren damit bedeckt, und bei diesem einzigen standen einige Männer, die ihn vom Schnee gereinigt hatten und für diese Dienstleistung von jedem zwei Pfennig forderten, eine Summe, die ich in meinen damaligen Verhältnissen nicht erlöshen konnte. Mißmutig lehrte ich nach Hause zurück und nahm mir fest vor, jetzt bald etwas Nützliches zu lernen, damit ich mir mein eigen Geld verdienen könne.

So trat ich in das Zimmer meiner Großmutter, wo ich denn bald zu meiner großen Verwunderung hörte, daß man sich eifrig mit meinem Schicksal beschäftige. Außer der Tante, bei der ich wohnte, war eine ihrer Schwestern zum Besuch gekommen, und auf dem Tische lag ein Brief meines Vormundes, in dem dieser seinen Willen in betreff meiner schriftlich kundtat, so daß ein vollständiger Familienrat abgehalten war. Ein anderes stimmführendes Mitglied bei dieser Verhandlung war eine gute alte Person, die in meinem väterlichen Hause Wirtschaftin gewesen war und mich

sehr verhätschelt hatte. Sie trug noch beständig eine große Liebe zu mir, und wenn sie mich irgendwo auf der Straße oder sonstwo erblickte, brach sie in Tränen aus und jammerte über meinen seligen Vater, daß er so früh gestorben und ich dadurch ihrer trefflichen Leitung entzogen worden sei. Auch jetzt hatte ich mich kaum in dem Zimmer hängen lassen und Platz hinter dem Ofen genommen, als sie mich wehmütig anfaß, Nase und Mund heftig verzog und ihr Schnupstuch hervorholte, um einige herabrollende Tränen abzutrocknen.

Meine Großmutter, die viel feinerer Natur war, sagte ihr dagegen verwehnd: „Weinen Sie doch nicht, Junger Schmiedin; dem Jungen wird nichts Bedes geschehen; Unkraut verdirbt nicht.“ — „Ach“, schluchzte die Schmiedin dagegen, „wenn doch der selbige Herr noch lebte! da müßte der Junge studieren und ein Pfarrer werden, wie der selbige Großvater. So hat der selbige Herr immer gegel. Aber jetzt soll er in dem Laden stehen und Kaufmann werden! Gott, er soll Kaufmann werden!“ Obgleich meine beiden Tanten, so lieb sie mich hatten, über mein künftiges Schicksal nicht so sehr beunruhigt waren, mochte dieser Augenblick doch auch ihnen wichtig genug vorkommen, um ihm eine stille Föhre zu weihen; sie hielten zu gleicher Zeit ihre Schnupstücher hervor und brachten selbst meine Großmutter in Bewegung, die das ihrige ebenfalls unter ihrem gestrickten Aufgehäusen hervorholte. Man wird mir verzeihen, daß ich im selben Augenblick dergleichen tat. Erst die verdorbene Schiffschuhpartie und dann die Ungewißheit des Voses, das über mich geworfen wurde, lösten mein Herz in Wehmut auf; dazu kam das Heulen der Schmiedin und die Tränen meiner Verwandten, und ehe ich's mir versah, rollten mir ein paar große Tränen über die Wangen auf den heißen Ofen, der freilich bald vergetzte.

Meine Großmutter war die erste, die aus diesem Meer von Tränen und Seufzern wieder als festes Land auftauchte; sie nahm eine Brille, legte die Brille auf und ermahnte mich, ihr mit größter Aufmerksamkeit zuzuhören. Darauf hielt sie mir eine Rede, die mit Sprüchwortern aller Art gespickt war und in welcher sie nach einer Reihe von guten Lehren und Ermahnungen darauf zu sprechen kam, daß der Mensch neben dem allgemeinen Beruf, sich zum Himmel heranzubilden, auch noch die Pflicht habe, sich einem speziellen Beruf zu ergeben, auf daß er kein tägliches Brot verdienen könne. — Die Wahl eines Berufes hat dir Gott der Herr nicht schwer gemacht“, fuhr sie fort; „denn aus Mangel an einer gewissen Materie, die man Geld nennt, ist dir nur der Handelsstand geblieben, unter dessen verschiedenen Zweigen du aber wählen kannst, welcher am meisten nach deinem Gemut ist.“ — „So“, nahm meine älteste Tante das Wort, „du kannst dich in dem Beruf entscheiden, wozu du den meisten Beruf hast.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Dammbruch der ihm gestohlenen Wurstmenge zweimal möglich... Nach Feststellung der Stadterhaltung soll es sich um Unterhaltungen von insgesamt 10 bis 15 Zentnern Wurst handeln, die von Kellner über den Höchsteins hinaus verkauft wurde. Als Entschädigung für die unterlagene Wurst hatte er 2000 Mark gezahlt. Der Staatsanwalt beantragte 9 Monate Gefängnis und 1000 Mark Geldstrafe. Das Urteil lautete auf drei Monate Gefängnis und 2000 Mark Geldstrafe.

Umsatzreiche Schiebungen mit Kartoffelmehl beschloßigte die Erste Strafkammer des Landgerichts I in Berlin. Amnestiert wegen gemeinshaftlichen Kriegswunders bezw. Urkundenfälschung waren der Kaufmann Julius Lemthal und der Kaufmann Georg Jacobowitz. Die Angeklagten hatten Kartoffelmehl, welches sie mit 100 Mk. den Zentner gekauften, für 215 Mk. weiterverkauft und die Schiebung durch Anwendung falscher Namen zu verdecken gesucht. Das Gericht erkannte auf den Pfennig genau den erzielten Wuchererwerb und setzte die Strafe auf das Doppelte dieses Betrags fest. Das Urteil lautete gegen Lemthal auf 1 Monat Gefängnis und 10 481,23 Mk. Geldstrafe und gegen Jacobowitz auf 10 481,23 Mk. Geldstrafe.

Die Lage des Chor- und Ballettpersonals.

Der Deutsche Choriänger- und Ballett-Verband hat für das Chor- und Ballettpersonal der Dresdener Hofoper an den jüngsten Landtag eine Eingabe gerichtet, in der um Neuverteilung der Einkommens-, Anstellung-, Pensionierungs- und Ausbildungsbedingungen ersucht wird. Nach dieser Eingabe beträgt das gesamte Jahreseinkommen für männliche Chormitglieder 2100 bis 2400 Mark, für weibliche 1000 bis 2050 Mk., beim Ballett für männliche 1700—1900 Mk. und für weibliche Mitglieder 900—1800 Mk. Von den Choriängern haben außerdem 15 einen Nebenverdienst von 300—500 Mk. durch Kirchengesängen. Von den 45 Sängerinnen verdienen auf gleiche Weise 10 nebenbei 300—500 Mk. Beim Ballett gibt es keinen Nebenverdienst.

Die gemeldeten Angaben betreffen Personen, die 4—10 Dienstjahre hinter sich haben. Außer einer Reihe von Einzelangaben ist hervorgehoben, daß eine Sängerin mit 37 Dienstjahren ein Gehalt von 1800 Mk. bezieht, zu denen 500 Mk. Nebenverdienst durch Kirchengesängen kommen. Ein Tänzer, der Frau und Kinder um seinen Vater zu ernähren hat, bezieht ein Gesamteinkommen von 1700 Mk. Im übrigen bemerkt die Kommission:

„Es liegt uns der selbstgezeichnete Lebenslauf von 25 Ballettmitgliedern vor. Wir wollen aber davon Abstand nehmen, auch nur auszugewählte dieses Material hier wiederzugeben, weil es nicht unsere Absicht ist, das königliche Institut in der Öffentlichkeit bloßzustellen.“

In den Gehältern kommen seit einiger Zeit Verzugszulagen, die für ein verheiratetes Mitglied 50 Mk. und für ein lediges 33 Mk. täglich betragen. In der Tat werden diese in der Praxis auf den höchsten Betrag. Es ist daher erklärlich, daß die Position hervorhebt, eine große Unzufriedenheit herrscht, die einen Grad erreicht hat, der leicht zu unabweisbaren Folgen führen kann.

Auch die Anstellungsverhältnisse werden als trübselig bezeichnet. Die meisten der Ballettmitglieder sind 12 Jahre und jünger, die Ballettmitglieder sind aber nicht nach dem Alter geordnet, sondern ein Monatsgehalt von 30 Mk. bis zu dem Höhe von 100 Mk. monatlich 1 Mk. erhöht. Beim Chor haben die Verhältnisse ähnlich. Die Positionen über die Ausbildungsbedingungen sind:

Die Dresdener Hofoper verfügt über so große Anzahl Chor- und Ballettmitglieder, daß jeder Mann darunter erkennen kann, daß er ein Opfer der Konkurrenz ist. Die Konkurrenz ist so groß, daß die Hofoper nur die besten Sänger und Tänzer annehmen kann. Die Hofoper ist daher gezwungen, die besten Sänger und Tänzer anzunehmen, die sie finden können. Die Hofoper ist daher gezwungen, die besten Sänger und Tänzer anzunehmen, die sie finden können.

Die Hofoper ist gezwungen, die besten Sänger und Tänzer anzunehmen, die sie finden können. Die Hofoper ist daher gezwungen, die besten Sänger und Tänzer anzunehmen, die sie finden können. Die Hofoper ist daher gezwungen, die besten Sänger und Tänzer anzunehmen, die sie finden können.

Die Hofoper ist gezwungen, die besten Sänger und Tänzer anzunehmen, die sie finden können. Die Hofoper ist daher gezwungen, die besten Sänger und Tänzer anzunehmen, die sie finden können. Die Hofoper ist daher gezwungen, die besten Sänger und Tänzer anzunehmen, die sie finden können.

Ernährungsfragen.

Speisenkarten als Nahrungsmittel.

Die Versorgung der Hinterbliebenen ist nun gelöst worden. In Berlin werden die Hinterbliebenen der Kriegstoten nunmehr von der Stadtverwaltung versorgt. Die Hinterbliebenen der Kriegstoten sind nunmehr von der Stadtverwaltung versorgt. Die Hinterbliebenen der Kriegstoten sind nunmehr von der Stadtverwaltung versorgt. Die Hinterbliebenen der Kriegstoten sind nunmehr von der Stadtverwaltung versorgt.

Nicht gesichert!

In der Sitzung des Reichstages und Reichsrates der Reichstagesversammlung ist die Frage der Versorgung der Hinterbliebenen der Kriegstoten nunmehr von der Stadtverwaltung versorgt. Die Hinterbliebenen der Kriegstoten sind nunmehr von der Stadtverwaltung versorgt. Die Hinterbliebenen der Kriegstoten sind nunmehr von der Stadtverwaltung versorgt.

brauieren, werden dort so wenig Zeitungen gelesen, daß man gar nicht unterrichtet ist über das Maß der Verbitterung, das diese Segnung oder Erleichterung wucherlicher Kriegsgewinne bei der Bevölkerung erregt? Weiß man gar nichts von der Unterstützung über die „Versorgung“ mit markten- und höchstpretsfreiem Kaffee-Ertrag, der nur wert ist, in die Abfallkiste zu wandern, nichts von der „amtlichen“ Anweisung zur Umgehung der Kartellbeschränkungen, wie sie durch die „Kartellbeschränkungen“ erreicht wird, wie man gefehlt haben, aus den dreifachen Erfahrungen dazu zu ziehen oder ist man überhaupt unbeelehrbar? Die neue Auflage des Honiglandbals läßt fast das letztere befürchten.

Verheimlichte Kartoffeln.

Daß auf dem Lande die Verheimlichung von Nahrungsmitteln im großen Umfange betrieben wird, ist während der Kriegszeit in unzähligen Fällen festgestellt worden. Trotz aller Ermahnungen und trotz aller Bestrafungen, die im allgemeinen viel zu geringe ausfallen, ist keine Besserung eingetreten. Es werden weiter unrichtige Angaben gemacht, um die verheimlichten Lebensmittel im Schleierhandel zu Wucherpreisen zu verkaufen. In welchem Umfange die Verheimlichung von Kartoffeln zum Teil vorgenommen wird, zeigt die Bestandsaufnahme im Kreise Juch-Belzig. Dort ist bei der nunmehr beendeten Bestandsaufnahme ein Mehr von 250 000 Zentnern Kartoffeln gegen die nach der Ernte vorgenommenen Schätzungen festgestellt worden. Die bei der Aufnahme mitwirkende Kontrollkommission fand die verheimlichten Kartoffeln in allen nur denkbaren Verstecken. In einzelnen Fällen waren die Kartoffeln sogar im Walde vergraben. Die Bevölkerung erhebt die geringe und völlig unzureichende Menge von 7 Pfund für die Woche. Wiederholt ist dringend gefordert worden, daß die Nation auf 10 Pfund erhöht wird. Das Verlangen ist vom Kriegsernährungsamt mit der Begründung abgelehnt worden, daß die vorhandenen Kartoffeln nicht ausreichen würden, weil außer zur Brotbackung Kartoffeln auch infolge des geringen Ertrages der Getreide- und Hackfrucht an Futtermittel vertrieben werden müssen. Wenn in allen Kreisen die Erhebung der Kartoffelernte so vorgenommen worden ist, wie im Kreise Juch-Belzig — und nach den bisherigen Erfahrungen kann das ohne weiteres angenommen werden — muß das Kriegsernährungsamt seinen ablehnenden Standpunkt zur Frage der Erhebung der Kartoffelernte aufgeben. Ohne jede Gefahr kann dann eine reichlichere Ration gegeben werden. Bei dem Mangel an Lebensmitteln muß die Bevölkerung wenigstens die Möglichkeit haben, mehr Kartoffeln als bisher zu bekommen. Bei gründlicher Revision der Verhältnisse werden aber große Mengen an Kartoffeln zum Vorschein kommen. Es muß auf jeden Fall verhindert werden, daß diese verheimlichten Kartoffeln zu Wucherpreisen im Schleierhandel an den Mann gebracht werden oder im Frühjahr verrotten.

Die Brüder.

Bei Besichtigung lag er hinter einer geschlossenen Mauer in eine Ecke gedrückt, nahe der Straße, und beobachtete die Fernbewegung. Die er nicht aufhob, so oft sie abgehoben wurde. Erde und Himmel bedeckten vom englischen Trommelfeuer, das auf den nahen Stellungen lag. Heiße Sonne brannte. Staub wehte von der geschlossenen Straße. Auf den Trümmern des Dorfes klapperten die Schrapnellfrageln. Rumm und für wen das alles?

Solomon Infanterie vorwärts, aus der Stellung, in die Stellung. Krampfhaft, Ohnmacht. Wieder kamen einige Infanteristen. Zwei Offiziere waren dabei. Er schaute hin. Da winkte einer von den Leuten ihm zu. Er wollte wieder. Der dumme Tropf, was will der? Der wollte wieder, und dann rief er ihm beim Namen, und dann ging er auf ihn zu. Statten des Schießens, Staub und Schmutz machten ihn unerkennlich.

Der Irrende um die Hand hin. „Nicht!“ Es war sein Bruder. Sie hatten sich lange Jahre nicht mehr gesehen, weil er sich von Hause in einer fremden Stadt in einer Fabrik gearbeitet hatte. Die beiden nebeneinander, hielten sich, lebende, verlegene Geschwister und schauten sich von oben bis unten an. Der dumme Infanterist riebete im Schweiß eines Harnegießels. Die Brüder legten nicht, lebten nur wie Kinder. Es war ein Halleluja, und das Dazwischen liefen. Der Offizier stießte den Infanteristen immer wieder die Boden mit seiner schmutzigen, rauhen Hand. Wie kleine Kinder. Eine letzte Freude war in ihnen. Sie erwidern nicht auf die lebende Schelle. Der wahnwahnartige Lärm des Krieges wühlte über die Landstraße.

Die Offiziere wandten den beiden zu. Die Mannschaften lagen herum wie nackte Tiere am Boden. Einer von den Offizieren hatte einen kleinen Apparat. „Geht her, ihr zwei, ich nehme euch auf, dann könnt ihr das Bild eurer Mutter.“ Sie haben sich um und schauten sich nebeneinander. Der Leutnant lächelte, dann schaute er sich anders, der Leutnant lächelte wieder. Dann schaute er sich wieder anders, der Leutnant lächelte wieder. Genaue heilte, die Erde bebte, die Sonne brannte, der Tod wühlte, und Brüder hatten sich gefunden. Der Leutnant machte diese Bilder. Es machte ihm Freude, die beiden in ihrem Glücke zu sehen.

Dann wühlte die Infanteristen aufstehen. Die Brüder schauten sich an. In Spannung wollten sie sich abends wieder treffen.

Als der eine gegen Abend von keinem Zeitungsboten in Berlin zurück abgeholt wurde, eilte er die Allee nach Bapaume hin zu einem Bruder. Früher hatten sie immer zusammen gearbeitet, die zwei Brüder. Heute hatte er keinen Bruder in der Fabrik. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um.

Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um.

Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um.

Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um. Er schaute sich um, er schaute sich um, er schaute sich um.

Aus Nah und Fern.

Wieder ein Entschuldigungsversuch. Generalstab, 16. Jan. (Köln.) Der Kaiserliche Generalstab Nr. 243 enthält heute morgen bei Köln infolge eines Schreibfehlers. Die Nachrichten, die heute morgen bei Köln infolge eines Schreibfehlers. Die Nachrichten, die heute morgen bei Köln infolge eines Schreibfehlers. Die Nachrichten, die heute morgen bei Köln infolge eines Schreibfehlers.

Stoffe im Werte von mehr als einer halben Million Mark zu beschlagnahmen. Ein zweites Lager geopholener Waren wurde bei einem Händler in Neulohm entdeckt. Auch hier handelt es sich um Stoffe sowie Blusen und Unterröcke im Werte von vielen tausend Mark. Ähnliche beschlagnahmte Waren sind nach dem Besten Polizeipräsidium gebracht worden. Sowohl der Schneidermeister als der Händler wurden verhaftet. Die Polizei vermutet, daß die Stoffe zum größten Teil aus Diebstählen stammen.

Ein Verbrecher von je neu Genossen her. Im vorerwähnten Sonnabend verhaftete ein Schumann in Berlin einen Dieb und wollte ihn nach der nächsten Polizeistation bringen. Als er die Tür aufschloß, ergriff der Verbrecher die Flucht und gab dabei auf den ihn verfolgenden Schumann einen Schuß ab, der aber fehlging. Der Schumann machte nun seine Flucht von dem Reoover Gebrauch und schloß dem Flüchtigen eine Kugel nach, ohne aber deren Wirkung feststellen zu können, da der Dieb entkam. Erst bei dieser Vorwarnung eine einseitige Wundung angenommen. Am Sonntagabend wurde nämlich die Leiche eines anachronisch Selbstmörders im Leichenhause entdeckt, der an Gaskocher verstorben war. Bei der Untersuchung der Leiche wurde eine schwere Schussverletzung in der Hüfte festgestellt. Die Leiche wurde von dem Verstorbenen benachrichtigt. Diese erkannte an dem Toten einen alten Verbrecher Kraus und ermittelte bald, daß er mit jenem Selbstmörder zusammen und wieder ermittelten Diebe identisch ist. Die weiteren Nachforschungen ergaben, daß Kraus von einigen Freunden mit Gas verhaftet worden war. Sie hatten wohl befürchtet, daß der Verbrecher sie verraten könnte und haben ihn in seiner Wohnung verhaftet.

Im Niesengebirge verunglückt. Im Niesengebirge ist der Haushälter Hoyer aus dem Niesengebirge Hotel in Ober-Krummhübel in der Nähe der Hainelbrücke in die Seitengrube abgestürzt. Er brach ein Bein und blieb hilflos liegen. In dieser entsetzlichen Lage, bei großer Kälte und Sturm, hat der Herr zwei Tage zugebracht. Dann kam eine Schneehühner-Patrulle der Schmelzberger Jäger in die Nähe. Hoyer ließ einen Hilferuf aus und die Jäger ließen in die Grube hinab. Sie fanden den jungen Mann bereits ohne Bewußtsein und in einem bearmerswerthen Zustande vor. Vorsichtig trugen sie ihn nach der Hainelbrücke, wo ein zufällig anwesender Arzt die erste Hilfe leistete. Es stellte sich heraus, daß dem Unglücklichen beide Beine erfroren und das eine Bein außerdem gebrochen war. Wahrscheinlich muß ihm wenigstens das eine Bein abgenommen werden.

Gasvergiftung. In Raasdorf (Sachsen) wurde am Sonntagabend der konservative Parteiführer Grund in seiner Schlafkammer tot aufgefunden. Der Tod war infolge Gasvergiftung eingetreten, die aufsteigend durch ein Versehen in der Behandlung des Gasofens verursacht worden ist.

Baronschießungen. Aus Beuthen wird gemeldet: Das Kriegsernährungsamt beschlagnahmte verschiedene Waren im Werte von einer Viertelmillion Mark. Eine Anzahl hiesiger Geschäftleute wurde in Haft genommen.

Witterungsverhältnisse in Mitteldeutschland. Aus Rassel wird gemeldet: Ein früher Witterungsverhältnisse brachte bei letztem Grad Wärme andauernde ungewöhnlich heftige Regenfälle, die eine schnelle Schneeschmelze herbeiführten. Die Schneehöhe auf den umliegenden Bergeshängen betrug fast ein Meter. Die Hübe und ihre Nebenflüsse führen Hochwasser. Der Telephondienst mit Hannover, Bremen und Hamburg ist voll kommen gestört.

Sich selbst gerichtet. Oberwäldertrichter Kampfenkel in Dessau, der mit einem anderen Mitglied der Partei wegen der Veruntreuung beim höchsten Lebensmittelauftrag in Untersuchungshaft genommen war, hat sich erhängt. Gegen den Oberbürgermeister ist auf seinen Antrag und auf Antrag der Staatsregierung das Disziplinarverfahren eingeleitet worden.

Selbstmord von Vater und Tochter. Gemeinam in den Tod gingen in Rottenburg am Herz der Pfälzische Rentier Ferdinand Lehmann und seine 17-jährige Tochter Augusta. Während sich der Vater erhängte, hat sich die Tochter, die seit Geburt verwaist und gelähmt war, mit Morphium vergiftet.

Auch ein Zeichen der Zeit. Der Schleierhandel, eine der schiefsten Begleiterscheinungen des Krieges, hat in Bad Dornhausen eine eigenartige Situation geschaffen. Vor einiger Zeit wurde festgestellt, daß mehrere hundert Hoteliers Kleinfuß aus heimischen Schatzungen erworben und daselbst ohne Abgabe von Fleischwaren an Gäste abgegeben hatten. Als die Angelegenheit nun soweit gediehen war, daß sie gerichtliche gehandelt werden konnte, erklärten sich sämtliche Richter in Dornhausen, die für den Vorfall des Schleierhandels in Frage gekommen, für belanglos. Sie haben in der festgestellten Hoteliers verfehlt und wohl hier und da beim Abendessen Fleischspeisen ohne Marken verzehrt. Die Sache soll nunmehr nächstens vor einem benachbarten Strafgericht verhandelt werden.

Einfaches Unglück. Beim Hofischen einer reiften Stahlwanne auf der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ bei Hameln brannte der Laßkasten des Laufkrans. Die Wanne stürzte ab, und der umherstehende glühende Stahl verlegte drei Arbeiter tödlich. Drei sind bereits gestorben.

Schwere Folgen eines Streites. In Duisburg strökte während eines Streites der Westdeutscher Dücker aus Mülheim (Ruhr) keiner Gegner, den Innatden Rink aus Laßum, sowie seinen Verfolger, den Schenkenleiter Wajel aus Duisburg durch Revoluzzerfist nieder. Beide wurden schwer, Wajel tödlich verletzt. Ein Soldat stellte den Täter mit keinem Gewehr, worauf die Festnahme erfolgte.

Insolenz eines Filmbrandes während der Vorstellung end. In Zwickau im „Schwanenschloß“ eine Panik. Mehrere Besucher erlitten Verletzungen.

Ein Offizier wegen Kontrollhinterziehung verhaftet. In Ludwigshafen ist, wie dem „S. L.“ gemeldet wird, ein Offizier der Linienkommandantur verhaftet worden, der wiederholt Prachtbrüche für bestimmte Personen unbefugt mit dem Stempel der Linienkommandantur verfaßt, um die Waren auf diese Weise der Kontrolle zu entziehen und rasche Beförderung sowie billige Ausstattungsartikeln für die Sendungen zu erwirken. In die Angelegenheit sind noch mehrere Personen verwickelt.

Die größte Kälte seit Menschenedenken. Aus Christiania wird der „S. L.“ telegraphiert: Die größte Kälte seit Menschenedenken ist in Schweden eingetreten. Das Thermometer sank gestern bis 45 Grad. Königsberg, die Grenzstation auf der Strecke Christiania—Stockholm, hatte 43 Grad, Kirkenes (Troms) hatte 48 Grad, im Gebirge waren die Temperaturen teilweise noch höher. Das Quecksilber trat an vielen Stellen, jedoch die Thermometer sprangen. Die Kälte verursachte einen starken Seerauch und einen unbedingten Nebel, der die Seefahrt verhiert, da auf einen Abstand von einem Meter nichts zu sehen ist. Kirkenes ist seit 14 Tagen von jedem Verkehr abgeschnitten.

1 1/2 Millionen Rubel in den Kleidern eingezüht. Bei einem Ehrenabgang, das kürzlich in Lublin stattfand, verunglückten mehrere Personen. Als man die Leichen barg, fand man in den Kleidern eines der Verunglückten eine etwa 1 1/2 Millionen Rubel eingezüht. Seine Persönlichkeit konnte noch nicht festgestellt werden.

Explosion in einem ungarischen Bergwerk. In Anina Banya (Komitat Krassó Szerenyi) fand im Hungaria-Schacht, in dem 200 Arbeiter beschäftigt waren, eine Explosion statt. Bisher sind zwei Tote und 25 Schwerverwundete geborgen worden. Die Zahl der Verwundeten ist noch nicht festgestellt.

Explosion. Nach einer Havasmeldung ist in Bilbao die Kaserne, in der eine Waffen- und Munitionslagerung untergebracht ist, infolge eines Brandes in die Luft geflogen.

Verantwortlich: Redakteur: Johannes Stelling. Verlag: Th. Schwarz, Rud. Friedl, Meyer & Co. Gänzlich zu haben.